



Paul Richter.

# Unser Pommernland

3. Jahrgang

1915

Nr. 1.

Verbandsorgan des Pommernbundes in Berlin, des Verkehrsverbandes für Pommern und die Insel Rügen E. V., des Meffenthiner Waldvereins und des Buchheidevereins.

herausgegeben von Ludwig Hamann und Arnold Koeppen

**Mitarbeiter:** Stadtbibliothekar Dr. Ackerknecht in Stettin, Oberlehrer Dr. Altenburg in Stettin, Marie Luise Barth in Friedenau—Berlin, Pastor Dr. Bauer in Görke, Chefredakteur G. A. Bentlage in Greifswald, Dr. Hans Benzmann in Steglitz, Pastor Bettac in Dorland, Frau Marg. Bettac in Elsenau, Geh. Justizrat Landgerichtsdirektor Boehmer in Stargard, W. Borchert in Stettin, Rektor Burkhardt in Usedom, Dr. G. Buschan in Stettin, Superintendent O. Brüßau in Pasewalk, Professor Drosß in Stargard, Schriftsteller Georg Engel in Berlin, Justizrat Falk in Stargard, Ober-Postassistent R. Falck in Stargard, Pastor Fildjer in Nehringen, Pastor Flos in Stettin, Major Goltß in Stargard, Archivar Dr. O. Grotefend in Stettin, Max Guhke in Stettin-Frauentdorf, Prof. Dr. A. Haas in Stettin, Gymnasialdirektor Dr. R. Holtien in Pyritz, Conrektor A. Koeppen in Pyritz, Pastor Knieß in Zebbin, Geh. Rat Prof. Dr. Lemcke in Stettin, Fräulein Hedwig Leonhardt in Stettin, Dr. Albert Metcke in Stettin, Erich Müller in Steglitz, H. Ploetz in Stettin, Eyzal-Lehrer Reepel in Stettin, Konservator Stubenrauch in Stettin, Hans Spielberg in Köslin, Kantor Spuhrmann in Cammin, Pastor Schulke in Fahrenwalde, Pastor Splittgerber in Eventin, Gymnasialdirektor Professor Dr. Wehrmann in Greifenberg i. Pom.

## Bismarcklied der Pommern.

Von Ludwig Hamann.

1. Es klingt ein stolzes, deutsches Wort  
Hinaus in alle Welt,  
Daß es den Feinden ringsherum  
Laut in die Ohren gellt.  
Ob sie uns wütend auch bedräun,  
Du, Bismarck, sprachst das Wort,  
Es klingt durch alle Zeiten wohl  
Und immer fort und fort:  
Wir Deutsche fürchten Gott,  
Sonst nichts in dieser Welt!
2. Als Deutschland noch in Ohnmacht lag,  
Erschienst du Geistesheld,  
Und eintest unser deutsches Volk  
Zum Trotz der ganzen Welt.  
Mit Blut gekittet in der Schlacht,  
Du herrlich deutsches Reich,  
Stolz stehst du da, Germania!  
Was käme dir wohl gleich?!  
Wir Deutsche fürchten Gott,  
Sonst nichts in dieser Welt!
3. Ein jeder Gau möcht' haben dich  
Im ganzen deutschen Land,  
Doch ob in Brandenburg, der Mark,  
Einst deine Wiege stand,  
War Pommerland von klein auf doch  
Die traute Heimat dir,  
Als Kind, als Jüngling und als Mann,  
Wie glücklich warst du hier!  
Wir Deutsche fürchten Gott,  
Sonst nichts in dieser Welt!
4. Hier bautest du zuerst dein Nest,  
Und dir zur Seite trat  
Die fromme treue Pommernfrau,  
Als Lebenskamerad.  
In Pommern schöpftest du die Kraft  
Zu mancher kühnen Tat,\*)  
Du rühmtest gern, was Pommerland  
Dir einst gegeben hat.  
Wir Deutsche fürchten Gott,  
Sonst nichts in dieser Welt!
5. Vor hundert Jahr'n erblicktest du  
Dereinst das Licht der Welt,  
Nun schau herab auf Pommerland,  
Wie es dir Treue hält.  
Wir lieben dich und ehren dich  
Weit übers Grab hinaus,  
Jetzt bist du unser Ekkehard  
Im Weltkrieg-Sturmgebraus:  
Wir Deutsche fürchten Gott,  
Sonst nichts in dieser Welt!

\*) In Pommern entwarf Bismarck zwei Schriftstücke von großer historisch-politischer Bedeutung, nämlich den Entwurf zu einer einigenden Verfassung Deutschlands, Oktober 1861

in Meinfeld, und den Entwurf zur Verfassung des Norddeutschen Bundes in Putbus auf der Insel Rügen, Oktober 1866.



## Bismarcks pommerische Heimat.

Von Fritz Thiele in Steffin.

Wenn bei der hundertsten Wiederkehr des Geburtstages Bismarcks die einzelnen deutschen Gaue sich bemühen werden, ihre Beziehungen zu ihm aufzudecken, hervorzuheben, was er ihnen besonders war, was er ihnen gab oder dankte, dann brauchen wir Pommern nicht zurückzustehen, sondern wir können uns mit in die erste Reihe stellen. Wenn er auch in der Altmark geboren wurde, wo sein Geschlecht seit Jahrhunderten ansässig war, so ist doch in recht verstandenem Sinne von Ernst Moritz Arndts „Wo dir, o Mensch, Gottes Sonne zuerst schiebt“ Pommern seine eigentliche Heimat. In seinen frühesten Kindheits Erinnerungen blaut pommerischer Himmel, blinkt das Wasser pommerischer Flüsse und Sümpfe, rauschen pommerische Eichen, wogt pommerisches Korn, jagen pommerische Rehe, schnattern meinetwegen auch pommerische Gänse, schreiet vor allen Dingen aber auch mit schweren Schritten ein kernhaftes Geschlecht, wortkarg und kantig, dessen soldatische Tugenden die Grenadiere lieferten, auf deren Bajonette er sein riesenhaftes Lebenswerk aufbauen konnte, und in pommerischem Nährboden wurzeln die Grundlagen seines Seins und Sinnens.

Wie kam das altmärkische Geschlecht nach Pommern? Im Jahre 1727 kaufte der Oberst August Friedrich von Bismarck, Chef der Gollnower Schwadron des Regiments Alt-Schulenburg, späteren Regiments Ansbach-Bayreuth (heutigen Kürassierregiments Königin), ein Schwiegersohn Stephan

\*) Diese Zeilen stützen sich auf die vortreffliche von dem Arzt Dr. G. Rudolphson und dem Lehrer E. Rath in Naugard bearbeitete und von dem ersteren herausgegebene „Geschichte Naugards, seiner Umgebung und der Grafen v. Eberstein“ (Btg. von Mayer u. Müller in Berlin) 5 Marf. Nicht zuletzt wegen der glänzenden Geschichte des Ebersteiner Grafengeschlechts, das zur Zeit der Greifenherzöge das angesehenste pommerische Adelsgeschlecht war, verdient das gründliche, zuverlässige und spannend geschriebene Buch allen Freunden der Vergangenheit unserer Heimatprovinz für öffentliche Bibliotheken und den eigenen Bücherschrank die wärmste Empfehlung.

Th.

Bernds von Dewitz, die bisherigen von Dewitzschen Güter Kütz, Jarcklin und Kniephof, dicht bei dem Städtchen Naugard gelegen, für den Preis von 23 000 Talern\*). 1739 erwarb er auch noch Schmelzdorf (schon zum Kreise Regenwalde gehörig) hinzu. Letzteres blieb Dewitzsches Lehen, d. h. die Familie behielt das Vorrecht, es jederzeit wieder an sich zu bringen, wogegen die Lehnsansprüche der übrigen Güter 1751—53 ebenfalls an die Bismarcks übergingen. Im Jahre 1816 gelangten die drei Güter Kütz, Jarcklin und (Groß-) Kniephof durch Erbschaft in den Besitz des Rittmeisters a. D. Ferdinand von Bismarck, des Herrn von Schönhausen, der mit seiner Familie, seiner Gemahlin Wilhelmine Luise, geb. Menden und seinen beiden Söhnen Bernhard und Otto im Alter von 6 und 1 Jahren 1816 nach Kniephof übersiedelte, um sich der Bewirtschaftung der drei Güter zu widmen. Hier wuchsen die Kinder — in Kniephof gesellte sich noch ein Schwesterchen, Malwine, den beiden Brüdern zu — heran, und Kniephof war das Ziel der Sehnsucht der beiden Knaben während der Berliner Schulzeit, wenn die Ferien die strenge Zucht für ein paar Wochen aufhoben. Der alte Fürst erzählte später, daß er die große Wiese im Tiergarten habe ängstlich meiden müssen, weil ihm dort der Gedanke an Kniephof bis zu Tränen gerührt habe, und auch die Hühner auf dem Hofe der Plamannschen Erziehungsanstalt hätten ihm stets Heimweh gemacht. Das Glück, die Lust und Freiheit des Landlebens in vollen Zügen genießen zu können, wurde durch die mehrtägige Reise in der wackligen Postkutsche nicht zu teuer erkauf. Gern plaudert er in Briefen und Berichten von diesen Ferienerlebnissen in seinen Schülerjahren. So 1829:

„Am Freitag sind drei hoffnungsvolle junge Leute, ein Brandstifter, ein Straßenräuber und ein Dieb, kurze Zeit vorher zwei gleichen Gelichters, aus der Anstalt echappiert. Die ganze Gegend wimmelt von Patrouillen, Gensdarmen und Landsturm, man war seines Lebens nicht sicher. Am Abend rückte die Kniephofer Reichsrekursionsarmee gegen die drei Ungeheuer aus, bestehend aus 25 Mann Landsturm, soviel es anging mit Schießgewehren, Flinten, Büchsen, Musketen, Pistolen, übrigens aber mit Forken und Senfen bewaffnet.

Alle Uebergangspunkte über die Zempel wurden besetzt. Unser Militär war aber erschrecklich in Furcht, wenn sich zwei Abteilungen begegneten, riefen sie einander an; aber vor Angst wagte niemand zu antworten, die Einen liefen, was sie konnten, die Andern verkrochen sich hinter die Büsche."

In seiner pommerischen Heimat lernte er auch den Mann kennen, dessen ernste Vorstellungen ihn später auf den Sessel des Ministerpräsidenten brachten, den damaligen Leutnant Albrecht von Roon; und gern erinnerte er sich später, wie er mit ihm und seinem Freunde Moritz von Blandenburg aus Binmerhausen auf der Sabotter Heide der Hühnerjagd obgelegen habe. —

Wie bekannt, befriedigte ihn nachher die Beamtenlaufbahn nicht. „Die Personen und Einrichtungen unserer Justiz gaben meiner jugendlichen Auffassung mehr Stoff zur Kritik als zur Anerkennung.“ (Gedanken und Erinnerungen.) Als nun auch noch die Vermögensverhältnisse seiner Familie sich verschlechterten, und die Verwaltung der pommerischen Güter eine feste Hand erforderte, wandte er seinem bisherigen Berufe ohne Kummer den Rücken und kehrte in sein geliebtes Pommern zurück, um mit seinem Bruder gemeinschaftlich die Bismarckschen Güter zu bewirtschaften. In Jahren angestrengter Arbeit hat sein Pflug die pommerische Scholle gebrochen, seine Sichel die pommerischen Wiesen geschnitten, und es gelang seiner Arbeitsamkeit und seiner Sparsamkeit, die heruntergewirtschafteten Güter in die Höhe zu bringen. Aber in Antephof fanden neben ernster Arbeit auch Frohsinn und überschäumender Lebensübermut eine Stätte, und man verstand es, nach sauren Wochen frohe Feste zu feiern, sehr frohe Feste sogar, wo Büchsenknall und Becherklang das Binkbank gedengelter Senfen und den dumpfen Drescherschlag ablösten. Durch manchen übermütigen Scherz wurde er in der Umgegend bekannt und erwarb den Namen „Der tolle Junker vom Kneiphof“, und in jener Gegend sind noch heutzutage Anekdoten aus den Brausejahren des Altreichskanzlers im Umlauf, in denen krachende Schießereien, knarrende Sättel und geschwungene Humpen eine Rolle spielen, und die noch keine geschwätzige Druderschwärze in weite Kreise trug: Gfeuranken der Sage am Granit gewaltiger Persönlichkeiten. Seine Stadtbesuche galten oft dem Hotel Koloff in dem benachbarten Naugard, und gern verblüffte er, wenn er vor die Tür tritt, dort beim Schoppen sitzende Bekannte, indem er, die Hände auf den Sattelknopf gestemmt, mit kräftigem Spreizsprung über den Kopf des Pferdes hinweg abfaß."

Aber man würde den Bismarcks Unrecht tun, wenn man ihnen nachreden wollte, sie hätten ihren Latendrang nur in tollen Streichen entladen. Ihr Feuergeist trieb sie zu höheren Taten. Als 1841 der Landratsposten des Naugarder Kreises frei wurde, traten beide, sein Bruder Bernhard, der sich schon 1838 als Kreisdeputierter hatte wählen las-

sen, und er selbst als Kandidaten für diesen Posten auf, „vielleicht, wie Marks meint, ein taktischer Zug zur Fernhaltung eines unbequemen Mitbewerbers. vielleicht nur zur Anmeldung Ottos auf die Erbschaft des aufrückenden Bruders als Deputierten.“ Bernhard wurde von der Ritterschaft des Kreises mit 31 Stimmen gewählt und von der Regierung bestätigt, und er hat dieses Amt während des ganzen ungeahnten Aufstieges seines jüngeren Bruders fast ein halbes Jahrhundert hindurch bis 1888 inne gehabt. Er hat mit seinem Bruder stets in enger Fühlung gestanden, er ist es auch gewesen, der ihn immer von neuem gedrängt hat, in den Staatsdienst zu treten, für den er geboren sei.

Otto von Bismarck hatte bei jener Landratswahl 18 Stimmen, ein anderer dritter Bewerber 19 Stimmen erhalten. Zum Kreisdeputierten wurde Bismarck dann aber 1842 mit allen Stimmen — außer der eigenen — gewählt, nachdem eine andere Wahl für ungültig erklärt worden war, in der er auch schon, allerdings nur mit einer Stimme Mehrheit, gewählt worden war. Die bisher gemeinschaftlich verwalteten Güter wurden nun so unter die beiden Brüder verteilt, daß der Landrat Bernhard K. erhielt, während der Kreisdeputierte Otto Jarcklin und Kneiphof bewirtschaftete.

Ueber sein erstes selbstständiges Wirken im Staatsdienst, als er in seiner Eigenschaft als Kreisdeputierter seinen abwesenden Bruder Landrat vertreten mußte, schreibt er — Frühjahr 1844 — „Ich habe seit bald nach dem Wollmarkt unsern vagonbontierenden Landrat zu vertreten, viel Feuer, viel Termine bei starker Hitze und viele Reisen in sandigen Aienheiden gehabt, so daß ich des Landratspiels vollkommen überdrüssig bin und mein Pferd auch.“ Humorvoll schildert er auch einen Zusammentoß, den er in dieser Zeit mit der Regierung hatte, in den „Gedanken und Erinnerungen“: „Ich erhielt von der Regierung den Auftrag, den „Patron von Kütz, der ich selbst war, zur Uebernahme gewisser Lasten zu bewegen. Ich ließ den Auftrag liegen, um ihn dem Landrate bei seiner Rückkehr zu übergeben, wurde wiederholt erzittert und eine Ordnungsstrafe von einem Taler wurde mir durch Postvorschuß auferlegt. Ich setzte nun ein Protokoll auf, in welchem ich erstens als stellvertretender Landrat, zweitens als Patron von Kütz als erschienen aufgeführt war. Komparent machte in seiner Eigenschaft ad 1 sich die vorgeschriebene Vorhaltung, entwickelte dagegen in der ad 2 die Gründe, aus denen er die Zumutung ablehnen müsse, worauf das Protokoll von ihm doppelt genehmigt und unterschrieben wurde. Die Regierung verstand Scherz und ließ mir die Ordnungsstrafe zurückzahlen.“

Mit galligem Humor äußert er sich auch sonst, wenn er mal wieder gezwungen war, seinen Bruder zu vertreten. So 1845 an seine Schwester: „Im Naugard fand ich viel Schnee, viel Alten und viel Kinder, die Zähne bekommen. Schnee liegt hier



mehr als Du je auf einem Haufen beisammen gesehen hast. Die Posten werden von 6—8 Pferden mühsam geschleppt. Ferner habe ich bemerkt, daß es sehr leicht ist, Landrat zu sein; ich kam vorgestern abend an, und wenn nicht übermorgen ein Termin wäre, so hätte ich gestern sehr gut wieder auf acht Tage verreisen können.“ Und später: „Nur mit Mühe widerstehe ich der Neigung, einen ganzen Brief mit landwirtschaftlichen Klagen anzufüllen über Nachtfröste, krankes Vieh, schlechten Raps und schlechte Wege, tote Dämmer, hungrige Schafe, Mangel an Stroh, Futter, Geld, Kartoffeln und Dünger . . . Als ich von Angermünde kam, war ich durch die Fluten der Zempel von Antephof abgesperrt, und da mir niemand Pferde anvertrauen wollte, so mußte ich die Nacht über in Naugard bleiben mit vielen Handlungs- und andern Reisenden, die ebenfalls auf das Sinken der Gewässer warteten. Nachher waren die Brücken auf der Zempel fortgerissen, sodaß Anobelsdorff und ich, die Regenten zweier großer Kreise, hier auf einem kleinen Fleck von Wasser eingeschlossen waren, und ein anarchisches Interregnum von Schivelbein bis Damm herrschte . . . Morgen erwarte ich Bernhard zurück und bin froh, daß ich die Landratgeschäfte los werde, die im Sommer recht angenehm, aber bei diesem Wetter und Regen sehr unbehaglich sind.“

Unter der Familien des hinterpommerschen Adels, in denen er verkehrte, sollte die von Thadden in Triglaff (Kreis Greifenberg) von besonderer Bedeutung für ihn werden. Der „alte Thadden“ gehörte in den Stürmen der Revolutionsjahre zu den rückwärtslofesten Verfechtern der ungeschmälerten Rechte der preussischen Krone. „Er war der Treuesten der Treuen einer,“ sagt seine Enkelin, Elisabeth von Derksen-Dorow, von ihm, „und wenn damals beim Regelspiel der König und nur ein Regal stehen blieben, pflegten die Regellungen zu rufen: „Thadden-Triglaff!“ Er war der Freund und das Vorbild der jüngeren Adligen und auch „Bismarck, der früher viel in Triglaff ein- und ausging, führt den großen Wendepunkt seines Lebens: Das Erwachen des lebendigen Gottesglaubens, ausdrücklich auf meinen Großvater zurück.“

In Triglaff, wo u. a. auch Ludwig von Gerlach und Albrecht von Roon, der spätere Kriegsminister, verkehrten und mit Bismarck zusammenkamen, sollte dieser auch seine Lebensgefährtin kennen lernen, Johanna von Puttkamer, und zwar gelegentlich der Hochzeit seines Freundes Moritz von Blandenburg mit Marie von Thadden, wo Bismarck Brautführer und zwar der seiner späteren Gemahlin war.

Als Bismarcks Vater 1845 gestorben war, übernahm Otto die Bewirtschaftung Schönhausens und verpachtete Kniephof. Mit tiefer Wehmut nimmt er Abschied von der alten Heimat, der Stätte seiner Jugendjahre. Er schüttet seiner Braut das Herz darüber aus: „Die Aeselfwiesen und die Stachel-

beeren sind hier saftig grün, auch Faulbaum und Flieder haben Blätter wie Dufaten groß, und der Erdboden unter den Bäumen und Büschen des Dornbergs (Park) war mit blauen, weißen und gelben Blumen dicht bezogen, in meinen vollständigen Wappenfarben wie zum Abschiedsgruß prangend. Auf der ganzen Gegend von Wiesengrün, Wasser und entlaubten Eichen lag eine weiche, traurige Stimmung, als ich nach vielem Geschäftsverdruß gegen Sonnenuntergang meinen Abschiedsbesuch auf den Plätzen machte, die mir lieb, und auf denen ich oft träumerisch und schwermütig gewesen war . . . Ich ging recht niedergeschlagen nach Hause, jeder Baum, den ich gepflanzt, jede Etche, unter deren rauschender Krone ich im Grase gelegen, schien mir vorzuwerfen, daß ich sie in fremde Hände gebe, und noch deutlicher taten das meine sämmtlichen Tagelöhner, die ich hier versammelt vor meiner Tür fand, um mir ihr Leid zu klagen über die jetzige Not und ihre Besorgnisse vor der Zukunft unter dem Pächter. Die alten Grauköpfe weinten ihre hellen Tränen, und ich war auch nicht weit davon.“

In Schönhausen sollte er nicht mehr so Wurzel schlagen wie in seiner pommerschen Heimat. Dasselbe Jahr (1847) sollte ihn schon mitten in den politischen Stürmen sehen, die ihn hinaustragen sollten zu den schwindelnden Höhen des Schmiedes der deutschen Kaiserkrone, des Schiedsrichters von Europa bis zur Ruhe des Alten im Sachsenwalde.

Aber doch hat er die Stätten von „Wiesengrün, Wasser und Eichen“ nicht vergessen. Ueber zwanzig Jahre lang, noch als Kanzler des Norddeutschen Bundes, bis 1867, blieb er Landstand des Naugarder Kreises. Erst nach dem Ankauf von Varzin überließ er Kniephof seinem Neffen Philipp von Bismarck. In den Tagen der endgültigen Uebergabe äuhert sich nochmals seine Liebe zur pommerschen Scholle: „Wenn ich dort bin, laufe ich immer Gefahr, festzuwachsen; ich finde es jetzt wieder reizend . . . Ich habe mir dort mit den Bäumen mehr zu sagen als mit den Menschen.“ Und als die städtischen Behörden von Naugard ihn 1892 zum Ehrenbürger ernannten, erstattete er bei der Durchreise der Stadt, die ihm am Bahnhofe einen festlichen Empfang bereitet hatte, seinen Dank\*): „. . . Als alter Mann hat man die Neigung, die Orte wiederzusehen, wo man die ersten Eindrücke erhalten; und bei der hiesigen Gegend kann ich auf siebzigjährige Erinnerung zurückblicken. Viele der liebsten Erinnerungen knüpfen sich für mich an diese Orte, seit dem Tage, wo ich mit meinen Eltern zum ersten Male dort durch das hübsche Buchholz fuhr und die Stadt vor mir liegen sah. Jetzt ist es eine hohe Freude nach der Rundreise, die ich fast durch ganz Deutschland ge-

\*) Kreisblatt für den Kreis Naugard vom 6. August 1892.

macht, an diesen mir so vertrauten Stätten denselben freudigen Empfang zu finden wie in Dresden, Wien, Bayern und Jena. Je näher ich meiner alten Heimat aus der Kinderzeit kam, desto wohlwender empfand ich dieses herzliche Willkommen meiner alten Kreisgenossen. Ich kann wohl sagen, daß ich zu Ihnen gehöre; denn bis zu meinem 32. Lebensjahre habe ich die Luft des Naugarder Kreises geatmet."

Ihrer Anhänglichkeit und Verehrung für ihren großen Mitbürger gab die Stadt dadurch Ausdruck, daß sie ihm auf dem Marktplatz ein Stand-

bild errichtete, und seit 1897 schaut die erzgossene Gestalt des Gründers des deutschen Reiches herab auf den Platz, über den er in frischen Jugendjahren so oft geschritten und an dem er oft und gern beim vollen Glase geweilt hatte.

Das alte Kniephöfer Herrenhaus hat 1869 einem Neubau weichen müssen, und auch von den übrigen Gebäuden aus jener Zeit ist nichts mehr vorhanden. Doch die Kronen der alten Eichen im Park rauschen noch wie einst, und als teuren Besitz bewahrt das neue Haus neben mancher anderen Erinnerung die Wiege, an der dem Recken die ersten Kinderlieder gesungen worden sind.



## Der Demantberg.

C. Ramke.

Mir klingt in dieser schönen Feierstunde  
Aus meiner Kindheit eine Wundermär,  
Mich lockt der Zauber einer alten Kunde,  
Und vor mir liegt mein Jugendland am Meer.

Es steigt hervor der Demantberg dort wieder,  
Auf dem nach tausend Jahren, g'rade jetzt,  
Ein Vöglein aus dem Himmel sich läßt nieder,  
Das herrlich singt und sich den Schnabel wetzt.

Und wenn der Meilenkulus abgetragen,  
Dann rückt der Zeiger an der Weltenuhr,  
Die für die Ewigkeit muß Stunden schlagen,  
Ach, eine einzige Sekunde nur.

Ich habe gern und oft in spätern Tagen  
Zurückgedacht an dieses schöne Land,  
An seine Wälder, Dünen, Seen und Sagen,  
Und hab den Sinn vom Demantberg erkannt.

Es liegt der schöne Edelstein vergraben  
Im Volke selbst so ungeschälcht und klar,  
Es ist der Volkscharakter, hoch erhaben,  
Es ist das Herz im Volke, treu und wahr.

Ein Wort, ein Mann, drauf kann man sich verlassen,  
Es steht ganz felsenfest „wat hei hett seggt“,  
Mit fester Hand hält er, wenn es heißt fassen,  
Vor Gott ist er und seinem Bruder echt.

Und wir, die heute abend hier zusammen  
Als Volkserzieher von der „Waterkant“,  
Laßt ehren uns das Volk, von dem wir stammen,  
Laßt stolz uns sein auf unser Pommernland!

Laßt uns den schönen Edelstein bewahren,  
Laßt echt uns sein, ob leicht, ob schwer die Last,  
Den Vätern gleich in Glück und in Gefahren!  
So „denn man wierer tau“ und „Jungs holts fast!“

Vorgetragen an einem Pommernabend in Berltn.



## Fürst Bismarck und wir im Pommerland.

Von D. Hermann Petrich-Gartz a. O.

Wer hätte das gedacht, daß der hundertste Geburtstag des deutschen Staatsbaumeisters, durch den uns der himmlische Baumeister vor 44 Jahren das Deutsche Reich wieder aufrichten ließ, so großartig gefeiert werden würde. Neunzehn Jahre lang hatte er mit allen Kräften dafür gesorgt, daß der Friede unter den Völkern Europas aufrechterhalten blieb. Wenn sich auch die Wolken im südöstlichen Wetterwinkel noch so drohend zusammen-

merf, um das Deutsche Reich, dessen staatliche Ordnung und Einrichtung aus seinem Geiste entsprungen sind.

Aber noch aus einem anderen Grunde sind wir mit dabei, sein hundertjähriges Gedächtnis zu feiern. Denn er war unser, unser in mehr als einem Betracht. Unter uns hat er jahrelang gelebt. Unter uns ist er der Große geworden, der so Großes vollbracht hat. Unter uns hat er immer wieder neue Kräfte zu neuen Taten gesucht



Im Jahre 1870

Im Jahre 1889

Im Jahre 1896

Der Fürst in verschiedenen Lebensaltern

Zum 100. Geburtstag des Fürsten Otto von Bismarck

zogen, er bewahrte seine eiserne Ruhe, erklärte, die Sache wäre nicht die Knochen eines einzigen pommerischen Grenadiers wert, und wußte mit klüglicher Hand die widerstrebenden Mächte immer aufs neue zusammenzubringen. Auch nach seinem Abgang hat seine gewaltige Staatskunst noch fast ein Vierteljahrhundert lang dieselben friedlichen Früchte getragen.

Und heute? Heute schießen alle Großmächte Europas über seinem Grabe Salut, und die Mittel- und Kleinmächte schütten das Pulver auf ihre Pfanne, und man weiß nicht, was noch werden will. Wir Pommern aber sind mit dabei, denn wir merken, es geht um sein Lebens-

und gefunden. Ich will hier nur ein paar Hauptfachen davon erzählen.

Es begab sich jetzt vor 99 Jahren, im Frühling 1816, daß vor dem einfachen, langgestreckten Herrenhause in Kniephof bei Naugard ein Reisewagen vorfuhr. Der Rittmeister Ferdinand von Bismarck, der bisher auf Schönhausen an der Elbe gesessen hatte, stieg heraus, um diesen seinen neuen Besitz, der ihm mit den Nachbargütern Kütz und Jarchelin erst unlängst durch einen endlich entschiedenen Erbprozeß zugefallen war, hinfort zu bewohnen. Mit ihm kamen seine Frau und seine beiden Kinder, der sechsjährige Bernhard und der ein-



jährige, am 1. April 1815 geborene Otto. Die Schwester Malwine wurde ihnen elf Jahre später hier erst hinzugeschenkt.

Das Familienleben, in dem die Knaben heranwuchsen, war nicht so innig und warm, wie wir es ihnen gewünscht hätten. Die Mutter kränkelte oft, und die Kinder wurden schon früh nach Berlin auf die Schule gegeben, Otto, als er noch nicht 7 Jahre alt geworden war. Aber die Ferien führten sie dann zum Glück wieder auf die heimatliche Scholle zurück und entschädigten für manche Entbehrung. Der Schäfer und der Kuhhirte waren Ottos vertrautester Umgang, und mit der vierbeinigen wie der fliegenden und schwimmenden Kreatur hielt er als echter Landjunge die beste Kameradschaft. So oft er in alten Tagen an jene Jahre zurückdachte, duftete es wie von „Heidekraut und Wiesenblumen“ um ihn. Erdgeruch hat ihn sein Lebenlang begleitet, und der kam von pommerischer Erde.

Nach seinen Schuljahren bezog er 1832 die Universität Göttingen, lehrte von dort auf die in Berlin zurück und bereitete sich als Auskulturator und Regierungsreferendar in Berlin und Potsdam auf den Staatsdienst vor. Besonders hoffnungsvoll dünkte ihm die Aussicht, in das Joch irgend eines Kollegiums gespannt zu werden, freilich nicht. Er hat überall einen Widerwillen gegen kollegiale Beschlüsse behalten. Die persönliche Verantwortung ganz auf die eigene Schulter zu nehmen, wollte ihm allein des freien Mannes würdig erscheinen. Daher schwankte er auch lange über seinen Beruf. Schon zu Weihnachten 1833 malte er seinem Bruder in einem galgenhumoristischen Briefe ein ganz anderes Bild seiner Zukunft, wie er nach zehn Jahren ihn sich vorstellen könne: „einen fettgemästeten Landwehroffizier, einen Schnurrbart, der schwört und flucht, daß die Erde zittert, einen gerechten Abscheu vor Juden und Franzosen hegt . . . Ich werde leberne Hosen tragen, mich zum Wollmarkt in Stettin auslachen lassen, und wenn man mich Herr Baron nennt, werde ich mir gutmütig den Schnurrbart streichen und um 2 Taler wohlfeiler verkaufen. Kurz, ich werde glücklich sein im ländlichen Kreise meiner Familie“.

Die Weisagung traf nicht gänzlich vorbei. Im Jahre 1839, als sich die Eltern nach Schönhausen zurückzogen, übernahm er Kniephof und behielt es auch, als der Tod des schon seit 1839 verwitweten Vaters 1845 seine Uebersiedelung nach Schönhausen nötig machte. In diesen landwirtschaftlichen Jahren auf pommerischem Boden liegt die tiefstgehende Wandlung, die seine innere Persönlichkeit und sein Charakter überhaupt jemals durchgemacht haben. Hier wurde er der Mann, der das Größte zu leisten imstande war. Im Anfang jener Jahre durchwogte ihn der ruhelose Sturm und Drang einer ungebrochenen Jugendkraft. Er brauste wie der wilde Jäger bei nachtschlafender Zeit durch den Forst, feierte mit den Offizieren von Greifenberg und Dreptow feuchtfrohliche Feste, übte an Fensterkreuzen und Türen die Sicherheit seiner Pistolen, und verdiente sich mit Zug und Recht den Namen des „tollen Bismarck“, den die Nachbarn und Nachbarinnen ihm kopfschüttelnd beilegte. Und wenn er dann noch die halben Nächte

über den Büchern saß und die verschiedenste geistige Speise verschlang, Spinoza und Feuerbach, Büschings Erdbeschreibung und Macchiavellis „Fürst“, Byrons englische Dichtungen und Lenaus deutsche Lieder, so offenbarte sich auch darin kaum geringere Tollheit. Sein Geistes hunger wurde doch niemals gestillt, die tiefsten Fragen endeten ihm immer in der „Sackgasse des Zweifels“, und den Frieden, den er suchte, fand er nicht, sondern im Gegenteil, „bodenlose Langeweile, innere Leere und Schmerz über das eigene und der Welt Elend“. Ein paar Jahre später aber, zu Anfang 1847, schrieb er an seine Schwester: „Ich sehe mit ganz anderen Augen in die Welt, langweile mich nicht mehr und habe wieder Lust und Mut zu leben.“ Was war geschehen, diese Umkehr in ihm hervorzubringen?

Zweierlei war geschehen. Erstlich, er hatte seinen Gott, den Glauben an den persönlichen Gott, der ihm in den Wogen des Zweifels völlig versunken war, inzwischen wiedergefunden. Seit 1842 etwa war er mit Moritz von Blanckenburg, seinem ehemaligen Berliner Schulfreund aus Zimmerhausen, in näheren Umgang gekommen, der ihn bei seinem Schwiegervater Adolf von Thadden in Trieglaff einführte. Hier und in anderen benachbarten Häusern hatte die pommerische Erweckung einen lebendigen Mittelpunkt. Aus dem toten Vernunftsglauben und dem oberflächlichen Genußleben waren diese Kreise zum alten, einfachen Bibeldchristentum zurückgekehrt. Bei ihnen ging nun auch Bismarck allmählich das Herz auf, er lernte ohne viel Ueberlegen und Zweifeln wieder beten und in der Bibel lesen, und fand in dieser treuen christlichen Gemeinschaft einen Halt und ein Behagen, das ihm solange gefehlt hatte. Wer sein späteres staatsmännisches Wirken aufmerksam verfolgt, wird überall deutlich die Spuren jener inneren Erfahrung entdecken. Daß er sich bei allen Entschlüssen dem persönlichen Gott persönlich verantwortlich weiß und sich in seinen Aemtern als „Gottes Soldat“ fühlt, der dorthin gehen muß, wo der ihn hinschickt, der sein „Leben zuschnitzt, wie er es braucht“, diese ganze neue Lebensrichtung und Lebenshaltung ist erst in Folge jener Kniephöfer Jahre möglich und wirklich geworden.

Zweitens aber führte ihm Gott hier die Lebensgefährtin zu, die für seine äußere und innere Entwicklung von der größten Bedeutung werden sollte. Johanna von Puttkamer, zu Viartlum im Rummelsburger Kreise am 11. April 1824 geboren und in Reinfeld zwischen Bütow und Schlawa erwachsen, gehörte mit ihrem Elternhause ebenfalls denselben pietistischen Kreisen an. Ihre herzliche selbstverständliche Frömmigkeit verband sich mit großer Natürlichkeit und ungeschminkter Wahrheit des Wesens und erzeugte, was an hervorstichender Schönheit ihr abging. Sie hat dem Staatsmann das warme Familienleben geschaffen, ohne das sein aufreibendes und oft erkältendes öffentliches Wirken garnicht zu denken ist. Darum soll mit seinem Gedächtnis auch das ihre unverdunkelt erhalten bleiben, und bei uns in Pommern besonders.



Durch sie erstand ihm nun auch in Reinfeld eine zweite pommerische Heimat und zugleich ein treusorgendes Elternhaus. In Mitkölziglow, dem Reinfelders Kirchdorf, wurden sie am 28. Juli 1847 getraut. Wie manche Sommerwochen hat später Johanna mit den Kindern hier Ferien gemacht oder in Stolpmünde gebadet. Wie oft hat auch Bismarck selbst aus der Unruhe des Tageswerks sich hierher in das stille Reinfeld geflüchtet! Wenn er von Heimweh-Sehnsucht geplagt war — und der starke Mann hatte sein Lebenlang immer mit Heimweh zu kämpfen, so oft seine Familie nicht um ihn war —, dann zogen seine Gedanken ihn meist in dies hinterste Stück Hinterpommerns hinüber. Im Sommer 1857, als er noch Bundestagsgesandter in Frankfurt a. M. war, warf er seiner Frau von Memel her „liebende Blicke über die See nach Stolpmünde“ zu. „Wenn letzter nicht rund wäre und meine Augen besser und das Wetter klarer, so könnte ich dich vielleicht in dieser Sonnenuntergangsstunde auf der Stolpmünder Mole erblicken; Berge sind wenigstens nicht zwischen uns, denn ich glaube kaum, daß die Fichten von Weitenhagen bei der Freih' an die gerade Linie von hier nach der Molenspiße reichen.“ Und im Juni 1859, als er ohne die Seinen in St. Petersburg trotz der „rastlosen Unruhe von Geschäfts- und Hofleben“ krank liegen mußte: „Man wird Gott, den Seinen und sich selbst fremd und hat keinen Ton mehr, der einem selbst gefallen könnte auf der verstimmten Seelenklaviatur. Diesem Leben fehlt, was ich das sonntägliche Element nennen möchte, nicht Frankfurter sondern Kolziglower Sonntag, ein Tropfen Himmelsruhe in dieses fieberheiße Durcheinander, etwas Feiertag in diese Werkstatt, wo Lüge und Leidenschaft rastlos auf dem Ambos menschlichen Unverstandes hämmern.“

Mit dem Herbst 1862, als Bismarck an die Spitze

des preußischen Ministeriums berufen ward, begann seine große Zeit, die Aufrichtung des neuen Deutschlands unter Führung des vergrößerten Preußens auf den Trümmern des zusammengebrochenen Deutschen Bundes. In diese Zeit fällt seine Erwerbung der Herrschaft Varzin, die er am 1. Juni 1867 übernahm, und damit seine endgültige Einbürgerung im Pommernland. Heimatlust war es, die hierher ihn zog; denn Reinfeld, das er nach dem Tode seines Schwiegervaters gleichfalls in Besitz nahm, lag nur 4 Meilen entfernt, und dazu der 4000 Hektar große Wald, der seine ganze Liebe in Anspruch nahm. Hier hat er oft Monate lang der Ruhe gepflegt, so viel die Politik die Ruhe ihm ließ. Hier hat er auch manche für die Staatslenkung wichtige Maßnahme durchdacht, besprochen und in die Wege geleitet. Staatsmänner wie Kalnoky und Abgeordnete wie Bennigsen haben hier mit ihm verhandelt. Hier hat er endlich auch am 27. November 1894 seiner treuen Johanna die Augen zugeedrückt und damit das Beste, was Pommern überhaupt ihm gegeben, verloren. Bald nachher, noch vor dem Weihnachtsfest, verließ er Varzin dann für immer und siedelte über nach Friedrichsruh. Es war ein Abschied wie von der eigenen Vergangenheit, denn auf allen Lebensstationen hatte ihn Pommern begleitet.

Jetzt schläft er bald siebenzehn Jahre dort in seiner steinernen Grabesgruft, und die Kronen des Sachsenwaldes rauschen über ihm das Schlummerlied. Aber von dort bis zu uns und hinab bis zur Königsau und hinauf bis zum Wasgau und Bodensee spannt sich der blaue deutsche Himmel über ein einiges Volk und ein einiges Land, und von allen Grenzen her grüßen sie den jetzt, der nach Gottes Willen dazu das Größte geschafft hat.

Wir Pommern aber nicht zuletzt, denn er war unser.

## Weihnachten im Felde.

Nie werde ich es vergeffen, das sagt wohl ein jeder, der eine Weihnachtsfeier im Felde miterlebt hat. Es war uns zwar nicht vergönnt, wie sonst, am heiligen Abend zu feiern, denn da war erhöhte Alarmbereitschaft befohlen. Infolgedessen wurden die Batterien einzeln zur Feier zurückgezogen, d. h. nur die Mannschaften, die Geschütze blieben in Feuerstellung und wurden in der Nacht von den Kanonieren anderer Batterien mit bedient. Meine Batterie war am 26. dran, und geheimnisvoll hatte schon am Tage der Wachtmeister die Vorbereitungen getroffen. In dem Dorfe P., in welchem die Pferde in armseligen kleinen Bauerscheunen untergebracht waren, war eine solche ausgeräumt, die

Pferde wurden indes draußen angebunden. Da es eine schöne warme Nacht war, war es keine große Härte. Um 5 Uhr war alles versammelt, und überrascht betrat ich den veränderten Raum. Auf der Scheundiele zwei lange Tische aus irgendwelchen Brettern mit Gaben, auf einer Kiste ein Weihnachtsbaum mit brennenden Lichtern, in den Tennen enggedrängt die Mannschaften mit feierlichen Gesichtern, dazwischen auf Stroh ein — Blüthner Flügel. „Woher ist denn der?“ — „Besorgt,“ war die lächelnde Antwort. Schon püstete draußen ein Auto, und ich eilte heraus, um den Distriktspfarrer zu empfangen, um dessen Erscheinen ich gebeten. Auch er staunte über unsern festlichen Raum, wenn auch das

Festgewand der Leute nicht ganz dem Glanze des Christbaums entsprach.

Mein Bursche, in Civil Musiker am Stadttheater in S., fing zu spielen an, und noch nie habe ich so inbrünstig das „O du fröhliche, o du selige“ von rauhen Männerstimmen singen hören. Der Divisionspfarrer ging in seiner Predigt davon aus, daß der ein wahrer Christ sei, der „sein Leben läßt für seine Freunde“, wie es Christus getan habe, und wir es jetzt im Kampfe fürs Vaterland tun. Eine eigenartige Begleitung gab das Donnern der Kanonen, das jeden an den Ernst der Zeit erinnerte. Ergrißen folgte alles der schlichten Predigt, die mit einem Gebet für unsere Krieger und unsere Lieben daheim schloß. Nach „Stille Nacht, heilige Nacht“ hatte ich die große Freude, drei Angehörigen der Batterie das eiserne Kreuz überreichen zu können, meinem Trompeter, dem letzten, der mir von dreien geblieben, einem Unteroffizier und einem Kanonier. Diese Freude unter dem Weihnachtsbaum, die die schmerzliche Sehnsucht nach den Lieben daheim, die immer wieder durchbrechen wollte, doch überdünzte. Dann konnte ich acht Beförderungen verkünden, sieben zu Gefreiten und einer zum Unteroffizier.

Sodann gings an das Verlosen der Gaben, die in kleine Paketchen gebunden waren. Liebesgaben, alles Liebesgaben, wenn auch nicht aus unserer Heimat, aus Hannover waren sie zu uns verschlagen. Aber wie unermesslich groß mußten die Spenden sein, wenn jeder Soldat im Heere solch Päckchen erhielt. Leider waren die Weihnachtspakete unserer Lieben nicht angekommen, aber — an Entbehrungen jeder Art ist man im Felde gewöhnt. Munitionstransport geht vor, damit ist die Sache erledigt.

Für die Offiziere war auf einer Kiste besonders aufgebaut, und auch ich fand mein Päckchen. Voll Nahrung öffnete ich es, und staunte, was mir der Wachtmeister alles eingepackt hatte. Ein Tabakspfeifchen — meine war entzwei, das wußte er, Briefbogen — um welche ich ihn immer anschnurrte, und Kuchen. Diese meine Vorliebe kannte er.

Jeder von den Mannschaften erhielt 7 Zigarren, ein paar Zigaretten, ein Päckchen Tabak, eine warme Unterjacke oder Hose und noch irgend eine Kleinigkeit. So reichlich waren wir bedacht. Ein in geliebener Feldblüch gebrauter Punsch stärkte den Magen, der Staat hatte jeder Batterie 40 Liter Rot-

wein geliefert. Wie innig und kameradschaftlich das Verhältnis zwischen den Mannschaften war, ist mir so recht voll innerer Herzensfreude an dem Abend klar geworden. Und nicht nur zwischen den Mannschaften, sondern auch zwischen Mannschaften und Offizieren. Man wollte mich garnicht loslassen den Abend, dann wollten noch viere ein Lied singen, einer ein Solo, usw. und zum Schluß möchte ich noch ein Gedicht folgen lassen, mit dem unser „Batteriedichter“, in Civil Drechsler, uns an dem Abend überraschte:

Das Weihnachtsfest, es brach heran  
Im Feld auch für den Kriegermann.  
Auch er vergißt da alle Schmerzen,  
Denkt an Daheim mit frohem Herzen,  
Zum Himmel wendet er den Blick;  
Denkt an sein braves Weib zurück.  
Denkt an die liebe Kinderschar  
Mit Augen hell und sonnenklar,  
Wie sie den Weihnachtsbaum umstehn  
Und für des Vaters Rückkehr flehn.  
Da dringts in ihn, aus Himmelshöhn:  
O, Weihnachtszeit, wie bist du schön.

So mancher Jüngling zog hinaus  
Ins Feld vom lieben Elternhaus.  
Er denkt der lieben Eltern heut  
Voll Kindeslieb und stolzer Freud.  
Bin ich auch heut der Heimat fern,  
Ich tu's für's Vaterland so gern.  
Und zieh ich wieder bei Euch ein,  
Dann muß auch wieder Friede sein.  
Auch an sein Lieb denkt er zurück  
Zur Weihnachtszeit voll Liebesglück,  
Er blickt hinauf zu Himmelshöhn:  
O, Weihnachtszeit, wie bist du schön.

Ihr Kameraden, alt und jung,  
Euch bleibt in der Erinnerung,  
Daß Ihr die stille Weihenacht  
Heut feiert nach der blutgen Schlacht.  
Wenn wir auch heut im Felde stehn,  
Und sehnsuchtsvoll zurüde seh'n,  
Jetzt heißt's: Erfülle deine Pflicht,  
Drum, Kameraden, wanket nicht;  
Ihr denkt zurück an diese Zeit  
Im Frieden oft mit Freudigkeit.  
Wo Ihr auch wohnt, im Tal, auf Höhn,  
Die Weihnachtszeit im Feld war schön.



# Der Nordische Krieg

## in den deutschen Ostseegebieten (1711—1720) in Quellen dargestellt.

Von Ludwig Beyer, Kgl. Seminarlehrer.

### Vorwort.

Die dargebotenen Quellenstücke sollen zwar in erster Linie ein Beitrag zur Heimatkunde Pommerns sein; aber sie greifen doch auch wesentlich ein in eine große Epoche preußischer und europäischer Geschichte. Damit erweckt die Stammesgeschichte nicht nur Interesse für die engere Heimat, sondern sie verbindet dieses mit dem allgemeinen Interesse für große politische Fragen der Vergangenheit. Daß gerade derartige Stoffe von hervorragendem bildenden Werte sind, bedarf keiner weiteren Erörterung.

Die Darstellung der gebotenen Quellenstücke ist, was den Inhalt betrifft, so gegeben, daß sie alle in einem inneren Zusammenhange stehen, im ganzen also Höhepunkte einer geschlossenen Einheit sind. Inbezug auf die Form ist die ursprüngliche Eigenart so viel als möglich gewahrt geblieben; nur die Satzkonstruktion ist, wenn es nötig war, zu gunsten einer leichteren Auffassung mit Vorsticht abgeändert.

Die innere Verbindung der Quellenstücke ist aus der voranstehenden „Einleitung“ leicht zu ersehen.

Für das freundliche und bereitwillige Entgegenkommen, welches mir von der Verwaltung der Königl. Bibliothek zu Greifswald, sowie derjenigen des Königl. Staats-Archivs zu Stettin zu Teil geworden ist, gestatte ich mir an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank zu sagen. So darf ich auch dem Direktorium der Kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabes in Berlin danken für die wertvollen Hinweise, die ich von dort erhalten habe.

Anklam, den 2. Mai 1914.

Der Verfasser.

### Einleitung.

Schweden hatte durch den Westfälischen Frieden seine Machtstellung unter den nordischen Staaten bedeutend verstärkt; denn die Erwerbung der deutschen Ostseeküste mit der Odermündung bot ihm in politischer, militärischer und wirtschaftlicher Hinsicht Vorteile dar, wie sie seine Nachbarn nicht aufzuweisen hatten.

Kein Wunder, daß auch der Nachfolger Gustav Adolfs und seiner Tochter Christine, Karl X.

Gustav von Pfalz-Zweibrücken, ein Schwestersohn des großen Schwedenkönigs, in die Bahnen schwedischer Eroberungs- und Machtpolitik eintrat. Er warf im Jahre 1656 das polnische Reich nieder, wurde aber an der weiteren Ausführung seiner Pläne gehindert, da der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg sich nach der Schlacht von Warschau 1656 von dem Bunde mit Schweden lossagte. Zu gleicher Zeit drohte Dänemark. Karl X. wandte sich dem neuen Feinde zu und zwang ihn im Frieden zu Koeskild 1658 die Landschaften Schonen, Blekingen, Halland, sowie die Insel Bornholm und einen Teil von Norwegen an Schweden abzutreten.

Der unerwartete Tod Karl Gustavs führte nicht nur den Frieden von Kopenhagen (1660), der mit Ausnahme von Bornholm und Drontheim den Koeskilder Vertrag bestätigte, sondern auch den Frieden von Oliva (1660) herbei, in welchem Johann Kasimir von Polen, als Sproß aus dem Hause Wasa, seinen Ansprüchen auf Schweden entsagte und Esthland, Livland mit der Insel Oesel an dasselbe abtrat.

Unter dem tüchtigen, staatsklugen Karl XI. (1660—1697) hatte Schweden nicht nur seine äußere Macht erhalten, sondern es war auch, im Innern gefestigt durch eine beherrschende Kronegewalt, zu einer hohen Blüte wirtschaftlichen Lebens gekommen.

Die feindlichen Nachbarn, vor allen Rußland, warteten nur auf eine günstige Gelegenheit, Schweden aus dieser gebietenden Stellung zu werfen; und diese bot sich, als Karl XI. unerwartet starb und ihm sein minderjähriger Sohn Karl XII. folgte. (1697.)

Der Zar Peter I. von Rußland schloß mit August II., dem Starken, von Polen, und dem König Friedrich IV. von Dänemark ein Bündnis, das den bestimmten Zweck hatte, die schwedischen Ostseeländer mit Waffengewalt zu nehmen und damit die herrschende Stellung des mächtigen Nachbarreiches für immer zu brechen.

So begann der nordische Krieg 1700. Während der Zar in Ingermanland, König August mit einem

sächsischen Heere in Livland einzutreten, warf sich der König von Dänemark auf Schleswig, um dort die Besitzungen des Herzogs von Holstein-Gottorp, eines Schwagers Karls VII., der den Gottorper in seinen Rechten gegen Dänemark geschützt hatte, anzugreifen.

Aber Karl XII., ein 18jähriger Jüngling von kühnem Geist und entschlossenem Willen, wandte sich, gedeckt durch ein Bündnis mit Brandenburg, England und Holland, schnell gegen Seeland und zwang den Dänenkönig zum Frieden von Travendal (1700), in welchem dieser die Rechte des Herzogs von Holstein-Gottorp anerkennen und dem Bündnis mit Rußland entsagen mußte.

Nun wandte sich Karl gegen den Zaren, der Narva in Ingermanland belagerte, siegte dort (1700) gegen eine zehnfache russische Uebermacht, schlug bald darauf König August bei Riga und vertrieb die Sachsen aus Livland, Kurland und Littauen. Dann rückte der siegreiche Schwedenkönig in Polen ein, eroberte Warschau, schlug das sächsisch-polnische Heer bei Clissa (1702) und bei Pulst (1703), worauf der polnische Reichstag sich seinem Willen fügen mußte, König August abzusetzen und den Wojwoden von Posen, Stanislaus Leszcynski, zum König zu wählen. Mit solchen Erfolgen noch nicht zufrieden, ging Karl durch Schlessien, setzte bei Steinau über die Oder und brach in Sachsen ein, wo er den König-Kurfürsten nach einer schweren Züchtigung seines Landes zum Frieden von Alt-Randau nötigte, in welchem dieser der polnischen Krone selbst entsagte und das Bündnis mit Rußland aufgab. (1706.) Nun wandte sich Karl von neuem gegen den Zaren, der unterdessen die Ostseeländer erobert, dort Petersburg und Kronstadt gegründet hatte, und nun Littauen besetzt hielt.

Nachdem ihn Karl von dort vertrieben hatte, faßte er den abenteuerlichen Plan, nach der Ukraine zu ziehen, um dort die Verbindung mit dem Kosakenhetman Mazeppa herzustellen. Da trafen ihn schwere Unglücksschläge. Sein eignes Heer erlitt durch Krankheiten in den öden und sumpfigen Gegenden schwere Verluste, Mazeppa konnte die versprochene Hilfe nicht leisten und der schwedische General Lewenhaupt, der seinem Könige mit einem Korps von 11 000 Mann sowie reichlichen Lebensmitteln folgen sollte, büßte unterwegs den größten Teil seiner Armee ein. Karl warf sich vergeblich auf das feste Poltawa; er wurde dort vom Zaren entscheidend geschlagen. (1709.) Mit einem geringen Reste seines Heeres erreichte der König den Bug und erhielt vom Pascha von Bender Aufnahme und auf Befehl des Sultans Achmed III. Unterhalt und Unterstützung.

Nun bemühte sich Karl um ein Bündnis mit dem Sultan. Die Furcht der Alliierten, von Süden her von den Türken, von Norden her von dem in Pommern stehenden schwedischen General Crassau angegriffen zu werden, bewog sie zu außerordentlichen Maßnahmen.

Kurfürst Friedrich August erließ in seinen sächsischen Erblanden ein umfangreiches Aufgebot und der Zar suchte durch ein Manifest an den Regensburger Reichstag die deutschen Reichsstände, in erster Linie den Kaiser zu bewegen, durch Aufstellung eines Neutralitätskorps an den schlesischen Grenzen die Türkengefahr zu bannen. (Siehe die beiden ersten Quellenstücke.)

Während Karl XII. fernab in der Türkei weilte, einigten sich die Gegner zu neuem Bunde. August von Sachsen hatte die polnische Krone wiedergewonnen, der Zar alle schwedischen Gebiete an der Ostsee besetzt und Dänemark von den schwedisch-deutschen Ländern Bremen und Verden in Besitz genommen. Nur Schleswig-Holstein war noch gesichert durch das Neutralitätsbündnis (das sogenannte Haager Concert) zwischen Preußen, England, Frankreich und Holland. Sowohl in London, als auch im Lager der nordischen Alliierten erkannnte man, daß der Ausgang dieses Krieges von der Stellung Preußens abhängig sei. Seit dem Jahre 1711 lagerte auf deutschem Reichsboden und zwar in Mecklenburg und Schwedisch-Vorpommern ein starkes Heer der nordischen Verbündeten mit der Aufgabe, Stettin, Stralsund und Wismar einzunehmen. Russen und Sachsen hatten ihren Weg durch das neutrale preußische Gebiet genommen, während die preußischen Truppen in Italien und Brabant im spanischen Erbfolgekriege siegreich für Kaiser und Reich kämpften. Trotzdem nun auch die schwedischen Besitzungen in Deutschland bedroht wurden, wich Karl XII. nicht aus der Türkei.

Unterdessen machte der schwedische Reichsrat verzweifelnde Anstrengungen, das drohende Unheil noch einmal abzuwenden. General Steenbock landete 1712 mit einer ansehnlichen Truppenmacht auf Rügen, setzte Ende Oktober desselben Jahres nach Stralsund über und öffnete sich am 3. November gewaltsam den Paß bei Damgarten (siehe Quellenstück); der Weg nach Mecklenburg und Holstein war frei.

Steenbock rückte unverzüglich in Mecklenburg ein und schlug Sachsen und Dänen entscheidend bei Gadebusch am 12. Dezember 1712. (Siehe Quellenstück.) Russische und sächsische Truppenteile, die vor Stettin lagerten, gingen nach dem neuen Kriegsschauplatz ab. Der Zar selbst kam nach Vorpommern und nahm in Greifswald und Demmin Aufenthalt. General Steenbock aber drang mit seinem Heer in Holstein ein und ließ Altona verbrennen; darauf ergriff der Zar eigenmächtig Gegenmaßregeln und gab den Befehl, die Städte Warz a. O., Wolgast und Anklam zu plündern und einzuäschern. Die beiden ersten Städte gingen in Flammen auf, Anklam wurde vor dem gleichen Schicksale bewahrt. (Siehe die Quellenstücke.)

Während dessen ging Steenbock nach Tönning in Schleswig, wurde dort von den Dänen eingeschlossen und am 20. Mai 1713 zur Kapitulation gezwungen. Damit war die letzte schwedische Feldarmee unschädlich gemacht, und die Nordischen All-



literten waren mit Ausnahme der Festungen Stettin und Stralsund im Umkreis der schwedischen Herrschaft an der Südseite der Ostsee Herren der Lage.

II. Während seiner ganzen Regierungszeit hat König Friedrich I. von Preußen, auch als der Krieg schon an den Grenzen seines Landes geführt wurde, den nordischen Verwickelungen gegenüber die von der „Großen Allianz“ \*) ihm auferlegte Neutralität beobachtet, und auch Friedrich Wilhelm I. hat noch unmittelbar nach seiner Thronbesteigung einen ihm von russischer Seite vorgelegten Entwurf, der zwischen den nordischen Mächten und Preußen ein gemeinsames Vorgehen bezweckte, abgelehnt. Daß der König später doch den Entschluß faßte, in die Verwickelungen einzugreifen, das war den erfolgreichen Bemühungen der Männer zu danken, die zur Zeit die Leitung der holstein-gottorpschen Politik in den Händen hatten, Bischof Christian August von Lübeck mit seinen Ratgebern Herzog und Bassewitz. Ausschlaggebend für die Stellung des Königs mag wohl die Aussicht auf die Erfüllung eines alten Wunsches brandenburgischer Hauspolitik gewesen sein, die Erwerbung Stettins mit den Obermündungen.

Die Gottorper Politiker hofften durch das Eingreifen Preußens die dänischen Ansprüche auf die Besitzungen des Hauses Holstein-Gottorp abzuwehren, die gerade in der Zeit um so dringlicher erhoben wurden, seit Steenbock in die gottorpsche Festung Tönningen eingelassen war, obgleich die Gottorper Neutralität zugesichert hatten. (Siehe die Quellenstücke.) Was dem gottorpschen Anerbieten noch mehr Nachdruck geben konnte war der Umstand, daß der junge Herzog von Holstein-Gottorp, ein Neffe des unvermählten Karl XII., vermutlich dessen Nachfolger auf dem schwedischen Throne wurde. Dazu kam, daß die Regenten in Stockholm bei Karls fortgesetzter Weigerung aus der Türkei heimzukehren, dem Gedanken Raum gaben, durch Aufgabe der deutschen Besitzungen dem Geschick Schwedens eine neue Wendung zu geben.

König Friedrich Wilhelm I. griff ein, als die Dänen auch nach der Kapitulation Steenbocks die Belagerung Tönningens fortsetzten, trotzdem es die Sachsen und Russen nicht billigten. (Quellenstück.) Darauf übergab Bassewitz in Berlin einen Vertragsentwurf, wonach Preußen an England und Hannover erklären sollte, daß es bereit sei, diese Mächte in allem zu unterstützen, was sie zur Wiedereinsetzung des Gottorpers tun würden; ferner sollte es die Ansprüche des jungen Herzogs auf den schwedischen Thron unterstützen, wofür dieser dafür eintreten solle, daß Preußen in den Besitz Vorpommerns bis zur Peene gelange. An diesem Vertrage war nun auch Rußland insoweit interessiert, als sich Preußen verpflichtet hatte, für den Fall der Be-

setzung Stettins den Durchmarsch schwedischer Truppen aus Pommern nach Polen oder Rußland nicht mehr zu gestatten.

Da unter dieser Voraussetzung sowohl der russische Gesandte in Berlin, Golowkin, als auch der Oberbefehlshaber der zarischen Truppen in Norddeutschland, Menschikoff, sich mit den preußischen Plänen einverstanden erklärten, wurde der Vertrag am 22. Juni in Berlin unterzeichnet, nach welchem preußische und holsteinische Truppen Stettin und Wismar besetzen, (S. Quellenstück.) und gleichzeitig Stralsund und Rügen gegen einen feindlichen Einmarsch decken sollten. Der Herzog gab das Versprechen, sein Neuestes zu tun, um Preußen bei dem künftigen Frieden in den Besitz der vorpommerschen Lande bis zur Peene zu bringen.

Für Preußen war aber als Vorbedingung für die Erfüllung des Vertrages die Uebergabe von Stettin durch den dort kommandierenden schwedischen General von Meyerfeldt gewesen. Dieser weigerte sich jedoch, ohne ausdrücklichen Befehl seines Königs, auf dessen Heimkehr er immer noch hoffte, die Stadt zu übergeben. Da sich die „Nordischen Alliierten“ eben anschickten, Stettin zu belagern, — es waren in erster Linie russische Truppen, — so sah sich Preußen gezwungen, dazu Stellung zu nehmen. Damit begann seit Mitte Juli 1713 die Konferenz zu Schwedt a. O. Die Verbündeten waren zwar bereit, Preußen den Sequester von Stettin einzuräumen, es sollte sich aber verpflichten, dafür die Verpflegung, Munition und Belagerungsgeschütze zu liefern. Friedrich Wilhelm war aber nicht zu einem Neutralitätsbruch zu bewegen und lehnte ab.

Die Uebergabe von Stettin und der Ausmarsch der schwedischen Truppen führte dann zum Abschluß des Vertrages vom 6. Oktober, der im Namen der Verbündeten von Menschikoff unterzeichnet wurde. Dieser Schwedter Vertrag bestimmte, daß Preußen Stettin und das Land bis zur Peene bis zum eintretenden Frieden in Sequester nehmen und den Verbündeten eine Kriegskostenentschädigung von 400 000 Talern zahlen sollte. Darauf rückten die Preußen in Pommerns Hauptstadt ein, und die Russen marschierten nach Polen ab. Friedrich Wilhelm ersahen selbst in Stettin und nahm Stadt und Festung in Augenschein.

Allein da Karl XII. die abgeschlossenen Verträge weder für seine Person noch für Schweden überhaupt für verbindlich erachtete, so sah sich Friedrich Wilhelm gezwungen, mit Rußland einen zweiten Vertrag abzuschließen (12. Juni 1714). Danach sicherte ihm der Zar Vorpommern von den Obermündungen bis zur Peene mit den Inseln Wollin und Usedom nebst Wolgast als Besitz zu; diesem Vertrage traten im Jahre 1715 auch Dänemark und Hannover bei.

Während dieser Vorgänge war Karl XII. am 22. November 1714 in Stralsund eingetroffen und mit großer Begeisterung empfangen worden. Schweden und seine Freunde hofften noch auf Rettung.

\*) W e m.: Der Bund der Seemächte mit Oesterreich und Preußen gegen Frankreich.



Friedrich Wilhelm begann Unterhandlungen in der Hoffnung, wenn irgend möglich, den Frieden zu erhalten. Aber Karl verstand sich zu nichts; er lehnte es ab, dem Könige die Belagerungskosten zu ersetzen und gab ihm anheim, sich an Holstein zu halten. Als deutscher Reichsfürst aber stellte er an den Wiener Hof den Antrag, kraft kaiserlicher Autorität Preußen zu sofortiger und bedingungsloser Rückgabe Stettins anzuweisen. So handelte der leidenschaftliche Fürst im entscheidenden Moment, weil er glaubte, durch den Schrecken seines Namens die Gegner einzuschüchtern.

Bald begannen die Schweden die Feindseligkeiten. Sie entrieffen den Preußen Wolgast, das diese, obgleich es nicht mit zum Sequester gehörte, besetzt hielten. Im April 1715 erschien plötzlich von Stralsund aus der schwedische Admiral Henk mit sieben Schiffen an der Peenemündung, setzte Truppen an das Land, die die Peenemünder Schanze, sowie die Schanze gegenüber von Wolgast und die Stadt Usedom wegnahmen.

Fünf schwedische Fregatten segelten an der Anklamer Fährschanze vorüber in das Haff zur Swine, wahrscheinlich um den Uebergang zur Insel Wollin zu decken, dann weiter sich der Diebenow zu bemächtigen.

Nun verständigte sich König Friedrich Wilhelm mit Hannover und schloß mit Dänemark ein Bündnis, das dieses verpflichtete, die Hälfte der zur Einnahme Stralsunds nötigen Truppen zu stellen. Der König folgte seiner Armee nach Stettin und erließ aus dem Feldlager ein Rechtfertigungsschreiben an den Kaiser.

Am 28. Juni brach Friedrich Wilhelm aus dem Lager von Stettin auf in der Richtung auf Narren und Demmin. Da die Pässe über das sumpfige Peenetal vom Feinde nicht besetzt waren, konnten sich die Preußen am 13. Juli mit den Dänen, die auch an der Rednitz keinen Widerstand gefunden hatten, vor Stralsund vereinigen.

Gleichzeitig hatte Friedrich Wilhelm dem General v. Arnim den Befehl gegeben, die Insel Usedom zu nehmen, um so den Weg nach Stralsund wie auch nach Rügen frei zu machen.

Am 31. Juli begann der Angriff an zwei Stellen zugleich; während General-Leutnant Dönhoff Wolgast nahm, griff General Arnim die Schanze an der Swinemündung an, die nach lebhaftem Kampfe in seine Hände kam. Darauf eilte v. Arnim nach der Peenemündung. Hier lag eine dänische Flottille unter Vizeadmiral Sehestedt zur Mitwirkung bei der Eroberung der stark besetzten Schanze bereit. Aber Sehestedt befand sich in einer gefährlichen Lage; er hatte im Rücken die vom Feinde besetzte Insel Usedom und die Peenemünder Schanze, vor sich die schwedische Flotte, die der feintgen bedeutend überlegen war. Durch die plötzliche Ankunft v. Arnims wurde es möglich, der schmachtenden Besatzung Trinkwasser zuzuführen. Da die Schanze an der Swinemündung im Besitze der Preußen war, so

konnten einige Fregatten von Sehestedts Flottille trotz der Blockade durch die Swine in das Haff segeln, um daraus die schwedischen Raper zu verjagen. Erst als das geschehen, sah sich die preussische Kriegsleitung in den Stand gesetzt, v. Arnim schweres Belagerungsgeschütz zu senden; da die Schanze ohne regelrechte Belagerung nicht zu nehmen war. Um die schwedische Flotte zu zwingen, die Blockade aufzuheben, ersahen in ihrem Rücken eine zweite dänische Flotte, worauf am 8. August bei Fasmund ein erbitterter, aber unentschiedener Kampf stattfand. Obgleich Sehestedts Flottille nun frei geworden und eine Mitwirkung bei der Belagerung der Peenemünder Schanze zu erwarten war, unterblieb sie doch, da die stürmische See die Einfahrt unmöglich machte. General v. Arnim hatte am 17. August die Laufgräben eröffnet, und am 22. August stürmte er die Schanze mit dem Degen in der Faust; damit war der linke Flügel der schwedischen Stellung gebrochen.

Nun erhielt Admiral Sehestedt die Aufgabe, den Weg nach Rügen frei zu machen für die Transportflotte; denn Karl XII. war in Stralsund so lange sicher vor seinen Feinden, so lange ihm Rügen militärisch gehörte. Nach vieler Mühe gelang es Sehestedt mit Hilfe eines rügenschen Schiffers, den Weg durch die bei Tiesow versenkten schwedischen Schiffe, die der feindlichen Flotte das einzige mögliche Fahrwasser versperren sollten, zu finden und die Thiesower Batterie zum Schweigen zu bringen.

Der Transportflotte war die Aufgabe gestellt, ein Heer von ungefähr 20 000 Mann mit Pferden und Geschützen nach Rügen über zu setzen. Die Rüstungen der Verbündeten begannen schon im August; seit dieser Zeit lagen die dänischen Schiffe im Grönsunde zwischen den Inseln Möden und Falster. Im September zog Preußen die seinigen in der Swinemündung zusammen. Da die schwedische Kriegsflotte, nach der Schlacht bei Fasmund nach Karlskrona zurückgekehrt, die stetige dänische hingegen unweit Möden vor Anker gegangen, eine Gefährdung also kaum zu befürchten war, so vereinigten sich die beiden Transportflotten, es waren über 600 Schiffe, im Greifswalder Bodden und warteten hier auf den Befehl zur Abfahrt. Die Hoffnung der Befehlshaber, diese schon am 2. November zu bewerkstelligen, scheiterte an den widrigen Winden und der stürmischen See; erst am 15. November gelang es, in die Stresower Bucht zu kommen und die Landung vorzunehmen. Das Wagnis glückte, da eine ausreichende schwedische Besatzung, die erfolgreichen Widerstand hätte leisten können, nicht zur Stelle war.

Karl XII., der hier eine Landung nicht für möglich hielt, hatte die Insel an den bedeutendsten strategischen Punkten besetzt; so war außer der Thiesower Schanze noch eine zweite auf dem Rickerschen Hübt, beide am Südende der Halbinsel Mönchgut, errichtet worden. Beide beherrschten mit



ihren schweren Geschützen die Fahrstraße nach dem Innern der Bucht. Die Hauptmasse der schwedischen Truppen war aber in Bergen konzentriert; sie lockte von hier aus leicht an die bedrohten Orte gebracht werden.

Aber die verbündeten Preußen und Dänen blieben nach glücklich vollbrachter Landung nicht untätig. Unter den Augen des Fürsten Leopold von Dessau wurden sofort im Halbkreise um Groß-Stresow Schanzen aufgeworfen und mit Infanterie und Artillerie besetzt; dahinter nahm Kavallerie Aufstellung. Am frühen Morgen des 16. November griff Karl mit 1000 Mann Fußvolk und 2500 Mann Reiterei und 8 Geschützen diese feste Stellung an. Drei von den schwedischen Truppen mit großer Tapferkeit ausgeführte Sturmangriffe wurden abgeschlagen; ihre Niederlage vollendete die preußische Reiterei. Der Feind hatte sich in fluchtartigem Rückzuge nach der Schanze bei Altesfähr gewandt. Da Putbus und Bergen unbesezt blieben, so konnten die Verbündeten schnell auf diese letzte Stellung der Schweden, die sie auf Rügen noch hatten, marschieren. Es bedurfte keines Sturmes; zwei Generale und 2000 Mann ergaben sich kriegsgefangen. Die vereinzelt Posten auf der Insel wurden bald entwaflnet; die dänischen Truppen hielten Rügen besetzt, die preußischen rückten in das Belagerungskorps vor Stralsund ein.

Man hoffte nun auch bald die Festung, die letzte Stellung der Schweden auf pommerischem Boden, in die Hand zu bekommen. Allein Stralsund widerstand noch über sechs Wochen nach dem Falle Rügens. Da die Verbündeten weder die Anerbietung Karl XII., noch die des französischen Vermittlers annahmen, die Festung aber länger nicht zu halten war, so entschloß sich der König, die Stadt zu verlassen und nach Schweden zurück zu kehren. Am demselben Tage (22. Dezember) erfolgte durch den General v. Dücker die Uebergabe. Friedrich Wilhelm zog seine Truppen nun aus diesem Teile Pommerns zurück, behielt aber das übrige zwischen Oder und Peene gelegene Gebiet mit Stettin besetzt. Im Jahre 1716 wurde hier die Lehnseinbestellung der Ritterschaft vollzogen und 1717 die Vertreter Stet ins durch Handschlag zum Gehorsam auf den König von Preußen verpflichtet.

Eine vertragsmäßige Abtretung der besetzten und früher bereits garantierten Gebiete (siehe Quellenstück) war damit freilich noch nicht erreicht. Aber Preußen beachtete weder die Proteste der Wiener Hofburg und des Kurfürsten-Königs von Hannover-England, noch die Karls XII. und hielt vor der Hand an dem Bündnis mit dem Zaren fest. Als aber Karl am 11. Dezember 1718 in den Laufgräben vor Friedrichshall in Norwegen erschossen wurde, da lenkte seine Nachfolgerin Ulrike, die Gemahlin des Prinzen Friedrich Karl von Hessen-Kassel, zu Verhandlungen ein, die zum Frieden von Stockholm am 20. August 1719 führten.

## Ihrer Königl. Majestät in Polen \*)

und

Kursl. Durchl. zu Sachsen etc.

### MANDAT.

Wegen eines besorgenden gewaltsamen feindlichen Einbruchs mit der Stellung des Landvolkes zu halten. Im Jahre 1711.

Wir Friedrich Augustus von Gottes Gnaden König in Polen etc., Herzog zu Sachsen und Kurfürst etc. Entbieten allen und jeden Unsern Prälaten, Grafen, Herren, denen von der Ritterschaft, Bürgermeistern und Räten in Städten, Richtern, Schultheißen in Flecken und Dörfern, auch insgemein allen Unsern Unterthanen Unsern Gruß, Gnade und geneigten Willen, und setzen hiernächst außer Zweifel, es werde denselben noch erinnerlich sein, welcher Gestalt Wir bisher aus landesväterlicher Sorgfalt unterschiedene gute Anstalten zu einem sichern und zulänglichen Verteidigungsstande wider ungerechte Gewalt und feindliche Einbrüche zu machen gesucht. Daher Wir denn nicht nur im Jahre 1709, als damals die Vermutung eines Einfallens von den Schwedischen, unter dem Generalmajor Crassau stehenden Corps, aus Polen vermutet wurde, ein öffentliches Mandat unterm 21. September selbtigen Jahres ins Land publicieren lassen, auch darüber in einem andern Reskript Erläuterung getan, wie sich auf selbtigen Fall mit dem Aufgebot des Landvolkes und sonst allenthalben zu verhalten, sondern auch noch unlängst durch ein abermaliges Patent unterm 25. Juli des jüngsthin verfloffenen Jahres 1710 und darauf erfolgte fernere Deklaration in einem Reskript vom 17. September und dazugehöriger Instruktion verordnet, daß die in Unsern Landen befindliche junge Mannschaft von 20 bis 40 Jahren in den Waffen auf den bestimmten Sammelplätzen von den hierzu geordneten Ober- und Unter-Offizieren zu gewisser Zeit geübt werden sollen, welches auch bisher mit gutem Erfolg geschehen. Nun dann wieder eine neue Besorgnis entstehen will, indem mehr als zu gewiß, daß König Karl XII. in Schweden auf eine nimmermehr vermutete und unter Christen bisher unerhörte Weise mit der Ottomanischen Pforte ein Bündnis getroffen, um mit Türken und Tartaren in unsern Königreich Polen einzufallen, nicht minder von dem Crassautschen in Pommern gewesenen Corps gleicher Maßen alles Feindliche zu erwarten ist, so haben Wir zwar deswegen kürz-

\*) **U n m e r k u n g:** Das „Mandat“ des Kurfürsten von Sachsen und das „Manifest“ des Zaren Peter d. Gr. enthalten die außerordentlichen Maßnahmen der Verbündeten wegen des drohenden schwedischen Angriffs. In Wirklichkeit rechtfertigen sie deren Angriff auf Pommern; wozu man nimmermehr Ursache zu haben glaubte. Von diesem Standpunkte aus ist der Wert dieser Dokumente für die pommerische Geschichte dieser Zeit anzusehen.



lich wiederum die Versicherung erhalten, daß man sich der reellen Hilfe des nunmehr hoffentlich im wirklichen Anmarsch begriffenen, von des Kaisers Majestät und seinen gesamtten Hohem Alliierten hierzu bestimmten Neutralitäts-Corps zuverlässig geträsten könne.

Gleich wie wir nicht weniger ein ansehnliches Corps von Unserer eigenen, sowie der moskowitzischen Miltz bedürfenden Falles zur Rettung Unserer getreuen Erblande auf den polnischen Grenzen bereit halten, so haben Wir auch den mit Uns in besonderen Bündnissen und Verbrüderung stehenden Mächten zur Gestellung ihrer Beihülfsstruppen Nachricht erteilet. Trokdem erfordert Unsere landesväterliche Fürsorge nicht minder, auch in Unserm getreuen Kurfürstentum und andern alten und neuen Erblanden auf alle Fälle billige Vorsicht zu treffen und alles, was zu einer siegreichen Verteidigung nötig ist, vorzuziehen.

Also ist Unser gnädigster Wille und zugleich ernstest Befehl, daß unter Aufsicht der Ortsgerichte sofort und spätestens zwei Tage nach Erhaltung dieses Unseres Mandats von der zu dem angeordneten Exercieren aufgeschriebenen Mannschaft von 20 bis 40 Jahren zwei Aufgebote formiret werden; zu dem ersten soll der sechste, und wenn dieses reguliret, zu dem andern der fünfte Mann durchs Los ausgesondert werden. Damit aber auch hierbei, sowohl wegen des Losens, als auch wegen der Aufgebote, kein Zweifel oder Unordnung entstehe, so ist solches dergestalt vorzunehmen, daß die auf jedem Sammelplatz zum Exercieren bisher bezeichnete Mannschaft in ein, zwei oder drei Tagen, wie es die Rücksicht auf die Umstände erlaubt, gestellet und — sowohl im Beisein derer, die sie dazu berufen, als auch im Beisein des Offiziers von der Division, — jeder Ort, er sei Stadt, Flecken oder Dorf, besonders ausgelost, so viel Bettel als Personen bei jedem befindlich gefertigt, der sechste allezeit mit den Worten: Für das Vaterland usw. beschrteben, allerseits fest zugemacht in eine verdeckte Büchse oder einen andern Behälter gesteckt, selbtge von einem frommen, wohlberühmten Manne gezogen, einem jeden, der zum Lose gehörig, zugestellet, sodann von der dabei stehenden Gerichtsobrigkeit eröffnet und dem Ausgelosten ein von der Gerichtsobrigkeit und dem Offizier unterschriebenes Bittet mit Exprimierung seines Namens ausgehändiget werde. Ebenso ist es mit der Auslosung zum andern Aufgebot zu halten. Sollte sich dabei ergeben, daß außer dem ersten und zweiten Aufgebot noch Ueberzählige vorhanden sind, so sind dieselben in nahe gelegene Orte zu bringen, woselbst gleichermaßen eine Ueberzahl vorhanden ist, und dann sind auch diese vollends zum Los zu bringen. Wir sind auch gnädigst zufrieden, daß außer denjenigen, so gleich anfangs vom Exercieren befreit worden, auch noch von der Ausloosung zum ersten Aufgebot die Brauer und Mälzer, die Schafmetzer, Dorfschmiede und Dorfbäcker in öffentlichen

Badhäusern, Schenk- und Gastwirte, so sich in ordentlichen Schenken und privilegierten Gasthöfen wirklich befinden, nicht weniger Maurer und Zimmerleute, welches dieses Jahr den Hofzug zu Unsern hiesigen Zivil- und Militärgebäuden wirklich verrichten, desgleichen Steinbrecher und Schifferleute befreit sein sollen. Gleichwie auch diejenigen, so innerhalb zwei Jahren gänzlich abgebrannt, von den jetzigen zwei Aufgeboten entlassen werden. Im übrigen soll es bei Vermeidung schwerer Strafe, auch der Unterobrigkeit selbst, lediglich bei demjenigen verbleiben, den das Los durch göttliche Schickung getroffen, auch hierunter keineswegs ein Auskauf, oder Auswechsel oder Vertretung eines andern stattfinden, und wider die Auslosung selbst, wenn solche redlich geschieht, keine Klage, viel weniger Prozeß von der Obrigkeit angenommen, erteilet, zugelassen oder respektiert werden.

Diejenigen nun, so dergestalt ausgelost sind, und zwar die in dem ersten Aufgebote sich befindlichen, haben sich sofort zu dem Marsche, wenn solcher auf erfolgte Order von dem bei jeder Division kommandierenden Oberoffizier angesagt wird, bereit zu halten; da sie denn auß größtenteils mit Ober- und Untergewehr, auch Munition von Pulver und Blei wie auch mit Schanzzeug versehen werden sollen. Wie sich denn auch nicht minder die ins andere Aufgebot gekommenen auf ferneren bedürfenden Fall oder zur Abwechselung und Ablösung des ersten Aufgebotes nach Verfließung der demselben festgesetzten Zeit bereit zu halten haben. Die Zurückbleibenden haben für die Bestellung der Güter und Felder derer, die abwesend sind, mit zu sorgen, auch die Obrigkeit deswegen gebührende Aufsicht zu führen. Jedem aber von denjenigen, so wirklich marschieren, ist von jeder Ortsgemeinde, oder wenn mehr als eine Gemeinde mit einander einen Mann stellen, von denselben zusammen ein Taler zur Ergößlichkeit und selbstbeliebigen Aufwand zu reichen; hierüber auch noch zur Verpflegung einen Monat lang zwei Taler vorschußweise mit zu geben . . .

Wenn nun die Obrigkeit oder deren Abgeordnete den Schein nebst den zur Vöhnung ausgesetzten monatlichen zwei Talern an den Hauptmann überbringeret, so wird alsdann von selbigem über die Mannschaft und vorher benannte Gelder quittiret, das Geld aber von dem Hauptmann dem Kommandanten des Bataillons eingehändiget und von dem Marschgelde anbet die Rechnung übergeben. Diese Gelder nun sind inzwischen vorschußweise bei den Gemeinden nach dem daselbst eingeführten gewöhnlichen Modus der gemeinen Anlagen aufzubringen . . .

Was sonst die von den Ausgelosten und wirklich Marschierenden zu leistenden Steuern, Frohnen und Dienste anbelangt, so ist es damit folgendermaßen zu halten: Die Personalsteuern müssen bei dieser allgemeinen Not, da die Kriegskasse nicht entblößt werden kann, von den übrigen Zurückblei-



benden getragen werden; die wirklichen Lasten aber, so auf den Gütern selbst haften oder darauf gelegt werden, sind nichts desto minder von den Besitzern abzustatten, weil sie auf dem Marsche ihre Verpflegung genießen und in ihrer Abwesenheit für die Bestellung ihrer Güter zugleich gesorgt wird.

Würde aber ein solch Ausgeloster entweichen, so ist er gleich den Militär-Deserteurs zu traktieren, und sowohl derselbe, wenn er wieder angetroffen wird, als die Obrigkeit, die ihn wissenlich unter ihrer Jurisdiktion dulden würde, dem nach lebt er-gangenen Deserteur-Mandat gemäß ernstlich zu bestrafen; wie denn auch ein solch Entwichener nicht nur aller Orten zu rebozieren, sondern auch, weil er durch die entzogene Beschützung dem Vaterlande treulos geworden, seiner Güter und Erbschaften verlustig und er selbst für unehrerlich erklärt sein soll. Dahingegen diejenigen, so sich wohl aufführen, aller Beförderung, Vorzugs vor anderen und mehrerer Benefizien sich zu getrösten haben. Wir machen uns aber hierbei die zuverlässigste gute Hoffnung, es werden alle getreue Untertanen um so viel desto williger sich dazu finden lassen, da es bloß zur Beschützung des Vaterlandes angesehen, auch durch göttliche Beihilfe nur auf wenige Zeit und einige Wochen, die er vom Hause bliebe, ankommen dürfte. Und Wir daneben die Versicherung thun, daß keiner von diesen Aufgebotenen außer Unserm Erblande und über die äußersten Grenzen der beiden Markgrafenländer Ober- und Niederlausitz, als woselbst die angedrohte Gefahr vornehmlich mit zu besorgen, geführt; sondern die Aufgebotenen vielmehr, sobald die Not aufhören wird, willigst wieder auseinander und heimgelassen werden sollen. Daher dann auch der von ihnen abzulegende Eid ausdrücklich nur auf die Verteidigung des Landes und die darinnen leistenden Dienste gerichtet ist, dergestalt, daß, wenn sich etwa einige Offiziers unternehmen möchten, selbstige noch weiter hinaus zu nötigen, dieselben auf solchen Fall ihres Eides entledigt und ungestraft frei davon gehen mögen. Sollte aber die Not noch größer, wie man zwar nächst göttlichen Beistand nicht vermuten will und daher eine noch stärkere Verteidigungs-Anstalt zu machen erfordert werden, so versehen Wir Uns allerdings, befehlen auch hiemit und verordnen ernstlich, daß sodann auf ergehende Verordnungen nicht nur das erste und das zweite, sondern auch noch mehrere Aufgebots, ja wohl äußersten Falles bei einem General-Aufgebot jedweder Mann für Mann, welcher mitzugehen und Widerstand oder doch Arbeit dabei zu tun vermag, mit Ober- und Untergetwehr . . . sich an Ort und Stelle an dem Sammelplatz, der ihnen angewiesen werden wird, nebst zehntägiger Verpflegung an Brot etfinden sollen. Gleich wie Wir nicht weniger auf solchen Fall wegen Aufführung der Ritterspferde auch Unserer getreuen Vasallen Jäger und Schützen zum Anmarsch an die Orte, wohin man sie verlangen wird, Order erteilen lassen werden, welche sodann dasjenige gleichergestalt zu bewerkstelligen haben, was ihnen anbefohlen werden

wird. Wir zweifeln im übrigen nicht, es werde jeder von selbst nach der Schuldigkeit, womit er Gott, Uns, seiner hohen Landesobrigkeit, dem Vaterlande, sich selbst und den Seinen verbunden, aus rechtmäßigem Eifer und Trieb begierig sein, allen nur ersinnlichen, menschenmöglichen Widerstand zu leisten, da einesteils Unsere getreuen Untertanen leider mehr als zu sehr erfahren, wie schlecht und wenig des schon bekannten Feindes Versprechen zu trauen und mit was für unzähligen Arten der Kontributionen und Erzesse das gute Land unter dem Scheine eines getroffenen Friedens von einer Zeit\*) zur andern von ihm ausgefautet worden; andern-teils aber was noch weiter von dem bei sich habenden Erbfeind christlichen Namens zu befürchten, wofür doch allenthalben uns göttliche Allmacht gnädiglich bewahren wolle. Daher denn Unsere getreuen Vasallen und Untertanen vom Lande die an Früchten und sonst habenden Vorräte bei Zeiten in diejenigen Städte, so von Unsern dazu kommandierten Generalen ihnen angewiesen und namhaft gemacht werden sollen, zu bringen, auch diesen sonst in andern Dingen hilfreiche Hand zu leisten haben. Gleichwie nicht minder die Gegend, wo der feindliche Durchzug eintreffen, möchte der Landmann sich mit den Seinigen und absonderlich mit dem Vieh in die angelegenen Wälder zu retten, die Wälder zu verhauen und daraus den Feind so viel nur immer möglich zu belästigen hat.

Wir ermahnen demnach landesväterlich alle und jede Unsere getreuen Vasallen, Untertanen und Schutzverwandten hierunter den Mut nicht sinken zu lassen, sondern göttlichen Schutzes und Beistandes sich hauptsächlich zu getrösten, je weniger bei einer unbilligen Nachgieb und Aufbringung eines unchristlichen Feindes von Gottes Segen für den Feind zu vermuten. Wir werden, auch Unseres Ortes nicht unterlassen, diejenigen, so sich hierbei allenthalben wohl bezeigen und verdient machen, werden mit Gnaden und anderen Belohnungen bei gegebener Gelegenheit zu bedenken.

Dahingegen die, so sich der Schuldigkeit ungebührlich entziehen nächst der von Gott dem Allerhöchsten unzweifelhaft darauf folgenden Strafe auch von Uns als Landesherrn über die bereits oben bei der Desertierung angezeigte Strafe unfehlbar auch noch andere Ahndung und Coercition zu gewärtigen haben, womit Wir doch jedermann gerne verschonet wissen wollen.

Zu Urkund ist dieses von Uns mit eigener Hand unterschrieben und unter dem vorgedruckten Rgl. Sekret ausgefertigt worden.

Gegeben zu Dresden am 10. April 1711.

Augustus Rex. Egon Fürst zu Fürstenberg.

(L. S.)

Christian Bernhardi.

\*) Bem.: Es ist die Zeit vor dem Alt-Königsstädter Frieden gemeint; Karl XII. hielt Sachsen besetzt und ließ dem Volke die Politik des Königs von Polen schwer entgelten.



## MANIFEST

Ihre Groß-Bairischen Majestät etc.  
Welches Sie dem hochlöblichen Reichs-Collegio zu  
Regensburg

Vor dem Einbruch mit Dero Armee

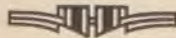
In das  
Schwedische Pommern  
übergeben lassen.

Anno 1711.

Den berühmtesten und auf dem allgemeinen Reichstage zu Regensburg durch dero abgeordneten versammelten Ständen des S. Röm. Reichs ist schon vorlängst bekannt, daß der König in Schweden den im Haag geschlossenen Neutralitätstractat und die von den hohen wider Frankreich alliierten Mächte übernommene Quarantie desselben nach der Zeit völlig verworfen und durch eine den 30. Nov. verwichenen Jahres bei Vender datierte Declaration, wie auch ferner durch seine am Kaiserlichen- und andern Höfen befindlichen Abgesandten öffentlich dagegen protestiert und sich erkläret, daß er an die Punkte des Neutralitätstractates nicht im geringsten gehalten sei; sondern vielmehr alle diejenigen, so sich ihn zur Beobachtung desselben auf einige Weise zu forcieren oder das schwedische Corps durch ihre Völker in Ansehung der Neutralität an dessen Vorhaben zu verhindern unterstehen würden, nicht anders als öffentliche Feinde ansehen und traktieren wolle. Gleichwie nun solches aus dessen hochmütiger Declaration deutlich genug zu ersehen ist, also erhellet auch gar augenscheinlich daraus, wie wenig der König von Schweden die Gesetze der Neutralität zu beobachten gesonnen gewesen, ja wie schlecht er Sr. Kaiserlichen Majestät, der Durchlauchtigen Stände des Röm. Reichs und deren sämtlichen hohen Alliierten Vermittelung und angewandte Bemühungen, die doch durchgehends zu seinem Besten unternommen worden, betrachtet habe. Jedoch hat er gedachte Declaration bisher einigermassen heimlich gehalten haben wollen und zwar aus keiner anderen Ursache, als daß er Seine Zarische Majestät — nachdem er sie durch eine nichtig gemachte Hoffnung würde hintergangen haben — unvermutet überfallen und unterdessen gelegene Zeit gewinnen, wie auch alles in solchen Stand setzen möchte, damit er hernach seine gefährlichen Anschläge mit mehr Nachdruck und größerer Kraft ausführen könnte. Weil nun S. Zarische Majestät und deren Alliierte, welche aus guter Freundschaft und geneigten Willen, so sie gegen die berühmtesten Stände des Heil. Röm. Reichs und deren hohe Bundesverwandte tragen, wie nicht weniger aus Besorge denselben durch einen neuen Krieg in dem wider Frankreich

geführten Kriege hinderlich zu sein, in vorgemeldete Neutralität gewilliget, solches jetzt mit höchstem Nachtheile ihres eigenen Interesse erfahren müssen. Denn wenn sie sich ihrer Freiheit hätten bedienen wollen, so hätten sie doch gar leichtiglich ihre Feinde mit allem Rechte verfolgen, zerstreuen und völlig ruinteren können, wodurch sie für ihre Wohlfahrt noch besser gesorgt haben konnten. S. Kaiserliche Majestät und Ihre Alliierten, welche S. Zarische Majestät und Ihre Bundesgenossen zur Erhaltung der allgemeinen Ruhe und Sticherheit im römischen Reiche inständig ermahnet, haben versprochen, daß der König von Schweden ein gleiches thun und man Ihrer- (Kaiserlicher-) seits zur Behauptung der Quarantie eine Armee formieren, dieselbige an die schlesische Grenze marschieren zu lassen und mit der ausdrücklichen Order versehen würde, daß sie denjenigen, welcher sich die Neutralität zu brechen unterstehen wollte, als einen offenen Feind traktieren sollte. Se. Zarische Majestät und deren hohe Alliierte haben in diesem Absehen mit Verabjämung ihres eigenen Nutzens, wie oben gedacht, von der Verfolgung Ihrer Feinde abgesehen und sich auf die in öffentliche Schriften von so viel mächtigen Potentaten gegeben, von ihren bevollmächtigten Abgesandten unterzeichnet, und von ihnen selbst ratifizierte Versicherung verlassen. Seine Zarische Majestät und deren Alliierte haben nun erfahren, daß der König von Schweden sich an die Neutralität zu binden, niemals gesonnen gewesen, sondern vielmehr wider die ausdrücklichen Bedingungen, auf welche sich Se. Zarische Majestät und deren Alliierte die Neutralität zu beobachten erkläret, vielfältig gehandelt. Denn er hat in Pommern neue Regimenter aufzurichten, die alten Eskadronen und Bataillone rekrutieren und über dieses noch andere Truppen aus Schweden überführen lassen, wider welches doch Se. Zarische Majestät und deren Alliierte protestiret und bei Sr. Kaiserlichen Majestät und deren hohen Alliierten wegen der am bestimmten Orte zu formierenden Neutralitäts-Armee öfters ob zwar vergeblich Ansuchung getan. Der König von Schweden beabsichtigt nun — nachdem er alle friedlichen Vorschläge verachtet und sein Vertrauen ungewöhnlicher Weise auf die Macht seiner Alliierten, nämlich der Türken, Tartaren und abgefagten Feinde des christlichen Namens gesetzt, ja die Neutralität völlig verworfen und in der That selbst gebrochen, — mit seinen in Pommern sehr angewachsenen Crausauischen Truppen entweder in die Kgl. dänischen Provinzen, in Sachsen oder, welches wahrscheinlich ist, in Polen einzubrechen; woselbst er dann Se. Zarische Majestät in die Mitte bekommen und im Rücken und in der Front angreifen könne.

(Fortsetzung folgt.)





## Paul Richter.

Eine Würdigung des Dichters von Oberlehrer Wendt, Pölk.

Persönliches Leben zu wecken, der Menschheit einen Wahrheits- und Schönheitsdienst zu leisten, das ist die Aufgabe derer, die durch hervorragende Geistesgaben und künstlerische Veranlagung dazu berufen sind. Je nachdem die Zeitverhältnisse politische und soziale, wirtschaftliche oder ethische Güter erstrebenswert erscheinen lassen, wird auch die Beurteilung der kulturfördernden Gedanken sich vollziehen. Und doch bleiben die letzteren gerade dann die Hauptsache, wenn sie von großen Männern ausgehen, die ihre Mitwelt für ihren Ideenreichtum zu begeistern vermögen. Lernen wir ja an dem Persönlichkeitsleben der Geisteshelden zugleich unsere eigene Seele und die anderer kennen, welche gleich uns zur Mitarbeit an der Förderung hoher Ideale verpflichtet sind. Paul Richter, der bekannte Poet in Stettin, ist solch ein Stimmungsträger und Idealist, der, um mit Schiller zu reden, seine Anhänger zu führen weiß „durch das Morgenrot des Schönen auch in der Erkenntnis Land.“ Was er empfunden und sich durch heiße Lebenskämpfe und fortschreitende innere Entwicklung erarbeitete, hat er niedergelegt in dem Werke „Meine Wege“ (Verlag Teekmann und Randel, Stettin 1913). die früher bekannt gegebenen poetischen Schöpfungen in demselben Verlage „Von der Insel deiner Seele“ und „Mason der Weise“ haben in dem obigen Werke eine beachtenswerte Ergänzung gefunden. Wie wunderbar mutet uns schon das Titelblatt an: Allerlei Rosenblüten, die mit Dornen verbunden sind, umrahmen die Aufschrift.

Die sinnige Vereinnung von Rosen und Dornen berechtigt zu dem Schluß, daß auch der Lebensernst dem Poeten nicht erspart geblieben ist. Freud und Leid, sie finden als persönliches Erlebnis hier ihre dichterische Form und den lyrischen Ausdruck. Der Gedankengehalt wird durch in eine seelenvolle Stimmung getaucht, die unmittelbar eine ästhetische Formgebung voraussetzt.

Folgen wir zur Würdigung des Dichters dem Gesamtaufbau seiner Lyrik, die in die Abschnitte zerfällt: Kindheit, Liebeszeit, Im kleinen Kreise, Hinauf! Leben, Frieden, so tritt uns darin der Niederschlag eines hochstrebenden Genius entgegen. In der Szenerie, Handlung und den Charakter- schilderungen sowie Lebensschicksalen begegnen uns

Bilder, deren Farbenfrische und Mannigfaltigkeit ihren Eindruck nicht verfehlen. Unbewußt eilen wir oft an vielen glücklichen Marksteinen des Lebens vorüber, die mehr oder minder einen Teil unseres Daseins ausmachen, bis sie von anderen ans Licht gezogen und zum Bewußtsein gebracht, die wechselnden Wellen und Strömungen des Seelenlebens rosig verklären. Allein durch die Kenntnis des Seelenlebens der Mitmenschen vertieft sich nicht minder das eigene. Die Erfahrungen geistesverwandter Naturen müssen sich in Selbsterlebnisse umgestalten, um Herz, Geist und Willen zu erheben. Gewiß gibt es keinen herrlicheren Genuß als sich in die Gedankenwelt der Geisteshelden zu versenken, damit durch sie der Reichtum unseres Innenlebens beglückt wird. Mit Recht singt darum Richter in dem Liede:

### „Mein Herz.“

Mein Herz gleicht einer Wiese,  
drauf manche Blume steht — — —  
So manch Gedanke schauend  
und sinnend darüber geht — — —

Die Blumen leben der Sonne,  
Und alles duftet und glüht.

Wie viele doch brach der Sturmwind?  
Wie viele sind verblüht?

Zimmer kleiner und enger  
schrumpft das blühende Land —  
weiter stetig und breiter  
schleht das tote Land.

Aber je schmaler das Blühen,  
desto voller der Glanz.  
Reiner wird stets der Blüten,  
schwerer der Früchte Kranz.

Mein Herz gleicht einer Wiese,  
drauf Blum' um Blume vergeht — — —  
Ich harre geduldig, bis endlich  
die letzte, die eine noch steht.

Bis alle meine Gedanken  
um diese, die herrste, sich müß'n,  
und tausend, veltausend Gärten  
aus ihren Früchten erblüh'n.

Wer solch einen Schatz im Herzen trägt, hat dafür gesorgt, aus der Jugendzeit ins Mannesalter Erinnerungen herüberzuretten, die Marksteine seines Lebens bedeuten. Tiefen der Seele gleichen einem Wunderbrunnen, der geheimnisvoll die Wasser rauschen läßt und im Glanze der Lebenssonne vergoldet. Immer wieder nehmen ihn die lieblichen und umbergeßlichen Bilder der Kindheit gefangen, umflossen von mannigfachen Lichtstrahlen, in denen er sich sonnen durste, wenn liebe Herzen, Vater und Mutter, die Jugendtage mit Glück erfüllten. Es ergreift uns bei der Richterschen Kinderlyrik das Gefühl, als ständen alle guten Geister in uns auf, als klangen sie wieder, jene Lieder aus dem Kinderlenze, die uns Geheimnisse zustüßern, über die wir nur ungern jemand Rechenschaft ablegen. Hören wir zunächst den Lyriker selbst in dem Gedicht:

### Meine Kindheit.

Meine Kindheit ist unduftet  
von Veilchen und Hyazinth.  
Die einen am Fenster gestanden sind,  
Blüten voll Würde hinab.  
Die andern, die Kleinen, die süßen,  
nickten mit freundlichen Grüßen  
an meiner Mutter Grab.

Meine Kindheit ist unduftet  
von Veilchen und Hyazinth.  
Drinnen zwei fragende Augen sind  
und ein weiches, wehtroziges Herz.  
Das dürstet nach Frieden und Liebe  
und trägt wie brennende Siebe  
den leeren lachenden Scherz.

Meine Kindheit ist unduftet  
von Veilchen und Hyazinth.  
Drinnen zwei fragende Augen sind  
und ein weiches, wehtroziges Herz.  
Und dorten? — — das stille Leuchten? . . .  
Das sind die kühlenden, feuchten  
Tautropfen vom Vater Schmerz.

Wir wollen uns freuen, daß in unserm deutschen Volke die Dichter nicht aussterben, die Elternhaus und Kindheit besingen und dadurch edle Gemüths- und religiös-sittliche Werte pflegen und die Sehnsucht nach einem verlorenen Paradies wachhalten. Zu diesen Sängern von Gottes Gnaden gehört Richter, der mit Freiligrath denselben Sturm und Drang, jene heilige Stille und zitternde Sehnsucht im Liede niedergelegt hat, Stimmung, die bei dem letzteren zum Ausdruck kommen in dem Gedicht „aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit tönt ein Lied mir immerdar“. Weil Richter so gerne dieses Lebensfrühlings gedenkt, ergreift er immer von neuem die Harfe, um auch den Kindern Gaben darzubieten, die durch ihren köstlichen Inhalt, ihren erheiternden Ton und eine erzückende Frische mit den Kinderliedern eines Hoffmann von Fallers-

leben, eines Robert Keintz und Güll verwandt sind. Die „Geschichte eines Pfefferkuchenmannes“, ein preisgekröntes Gedicht, das neben vielen andern vor einigen Jahren Richters Dichterruhm mitbegründen half, sowie „König Hahn“, „Storch und Störchin Langbein“ bekunden z. B. aufs deutlichste sein Interesse und die genaue Kenntnis des kindlichen Gedankenkreises, die aus dem Austausch mit der kleinen Welt, herausgeboren und der frohen Wirklichkeit überall abgelaußt ist. Die Phantasie der Kinder, die ja häufig so überaus reich ist, macht Richter zum Gegenstand seiner Dichtung und entzaubert dem Geiste Dinge, die Königtümer oder eine ganze Welt in sich schließen. Wir führen hier auf den

### „B u r g b a u“.

Wir bauen eine Burg, juchhe!  
Aus Sand. Ei, der ist weiß wie Schnee!  
Groß und stark! So muß sie fern.  
Eine einzige Brücke führt hinein.  
Und rings herum  
— Kinder, stellt euch nicht so dumm! —  
läuft ein Graben.  
Den müssen wir haben.

Die Burg, die braucht auch einen Stall  
für unsre mutigen Pferde all.  
Und auch ein Zimmer muß drin sein!  
Da tragen die Mädels die Puppen hinein.  
Als Schönstes doch  
bau'n einen Krönungssaal wir noch.  
Der König sitzt drin  
mit der Königin!

Kommen die Feinde — trara! — heran,  
steigen zu Pferde wir Mann für Mann.  
Huh! Das ist eine heiße Schacht!  
Die Säbel schlagen, daß es kracht.  
Da reißen sie aus!  
Hurra! Nun Mädels und Puppen heraus!  
Pack's Essen aus  
zum Siegeschmaus!

Wie Kinderfreude und Jugendglück, wie Elternliebe und Dankbarkeit hat der Dichter nicht minder irdisches Leid und schwere Lebensschicksale in den Ideenkreis seiner Lyrik hineingezogen und dadurch unser Trieb- und Willensleben zum Mitempfinden und Mithandeln angeregt. Dieses innere Handeln ist das Höchste, dessen unsere Seele beim Genuß echter Poesie fähig sein kann, denn in der physischen Aktion werden wir ihren Hauptgewinn zu erblicken haben. Eine Lyrik, die kalt läßt, besitzt keinen Wert. Wie anders bei Richter! Wer dagegen selbst einen Adlersflug im Dienste anderer zu nehmen vermag und von einem gewaltigen Idealismus durchglüht ist, allein der ist imstande, die wechselvollen menschlichen Lebensführungen derart dichterrisch zur Darstellung zu bringen, daß sie nicht nur Spannung und Erwartung auf das Kommende er-



zeugen, sondern auch den Leser fortziehen, damit er tatkräftig zur Abhilfe irdischer Not und sozialen Wehs und Beseitigung jeglicher Disharmonie bereit ist. Meisterhaft tritt diese Kunst zu Tage in dem Gedicht:

T o p p f l i d e r.

Toppflidermann — — — Toppfliderfrau,  
in Lumpen, zermürbt, zerrissen —  
von Staub und Rauch und Regen grau,  
verhezt, vergrämt, verbissen.

Toppflidermann — — — Toppfliderfrau,  
müh'n sich, aus zackigen Stücken  
den Topf, wie sie so morsch und rauh,  
wieder heil zu flicken.

Toppflidermann — — — Toppfliderfrau,  
Was alles die Menschen verderben —!

Wenn ich auf die beiden schau' —  
brennen mich ihre Scherben.

Sie wollen auf die Verantwortlichkeit hinweisen, die die brüderliche Not dem einzelnen auferlegt. Da im Seelenleben sich alles in lebendigem Flusse befindet und unablässig ein Auf- und Abwogen offenbart, kommt es darauf an, jeden für derartige Probleme der Humanität aufnahmefähig zu machen und die Tragik des Lebens zum Bewußtsein zu bringen. Wer das Menschenleid gewissermaßen plastisch vor sich sieht, fühlt innerlich etwas von den brennenden Scherben und wird impulsiv zum Handeln ergriffen. Mögen wir uns ferner versetzen in das Stück Leben, wie es in den Gedichten „der Vetermann, „der Flieger“ u. a. sich darstellt, so tritt uns einerseits der Dichter als Idealist andererseits als ein geistvoller Denker entgegen, der die Rätsel des Lebens zu beleuchten und zu entschleiern sucht.

Mit Rücksicht auf die obigen Ausführungen nach der sozialen Seite ist unser Urteil über Richters Dhrif gerechtfertigt, wenn wir ihre Bedeutung zum Teil dahin zusammenfassen: Der edelgedenkenden Menschheit ist durch die Anthologie insofern ein Dienst geleistet, als sie zu ernstem Schaffen und zum Ringen nach hohen Idealen auffordert.

Außer der Stimmungs- und Handlungslyrik finden wir bei unserem Dichter kostbare Perlen der Gelegenheitsdichtung — im Goetheschen Sinne, die an wichtige Lebens- und Familienergebnisse (vgl. „Liebeszeit“ und „im kleinen Kreise“) anknüpft. Sie entschleiern die Zusammenhänge einer sittlichen Weltordnung im persönlichen Leben und gewinnt die Erkenntnis für das Verständnis der göttlichen Führungen. Die Gelegenheitsdichtung leitet ferner auch dazu an, durch die Beurteilung des eigenen Ichs das Labyrinth der Menschenbrust überhaupt kennen zu lernen um einen jeden im Verkehr mit anderen besser verstehen zu können.

Da solche seelischen Vorgänge einem bestimmten umgrenzten Lebensabschnitt angehören, so werden

sie vornehmlich bei denjenigen ähnliche Empfindungen erzeugen, die sich in gleichen Lagen befinden oder im reiferen Alter noch einmal voll Dankbarkeit auf das erfahrene Glück zurückblicken. Gerne begleiten wir daher den Dichter auf die Höhen, auf welche ihn die Liebesfreude führte, erraten zart den Sinn der Bilder im „Schwanenteich“ und im „Aethermeer“, um mit ihm Zeuge der Wethestunde zu werden, von der er im lyrischen Kunstwerk „Im Dom“ zu singen weiß. Es lautet:

Hell klingen Kinderstimmen  
vom hohen Kirchenchor,  
auf Wetheauchwolken schwimmen  
schweigende Wünsche empor,

schräg durch vielfarbige Scheiben  
streift buntes Sonnenlicht,  
und lärmendes Straßentreiben  
verhallend sich draußen bricht.

Wir fügen die heißen Hände  
zitternd in einand:

Daß doch das Leben jetzt ende,  
nun es sein Leben fand!

Wenn es doch selig zerginge,  
eh' es der Alltag zerbricht!

Steig', Seele, verlodre, verflinge  
mit Wolke und Ton und Licht!

Was der Dichter damals persönlich erhoffte, hat sich herrlich erfüllt. Die Seelenharmonie ist für beide zu einem Jungbrunnen, zur Kraftquelle eines gegenseitigen, tatensfrohen Schaffens geworden, das den Egoismus ausschließt und nur die eine Sehnsucht kennt, wie hier so auch droben einst vereint zu werden. Das bezeugt das Gedicht:

„T r o s t.“

O sag' mir nichts von Scheiden —  
und klag' mir nichts von Tod! — —  
Wir bleiben eins — wir beiden —  
auch durch die letzte Not.

Wir trugen ja im Leben  
einträchtig Lob und Spott.  
Drum wird empor uns heben  
v e r e i n t der eine Gott.

Wird schmelzen die Seelen beide  
zu e i n e s Sternes Schein — —  
Der soll erstorbnem Leide  
lebendiges Danklied sein.

In dem Abschnitt „Hinauf“ läßt uns Richter einen Blick tun in sein von hohem Pflichtendrang erfülltes Leben, das darin gipfelt, durch ernste Arbeit an sich zu einer wahren Persönlichkeit heranzureifen und andere mit ihm auf jene Sonnenhöhen fortzureißen und mit Ewigkeitsfuss, Abgeklärtheit und stilllichem Gleichmaß auszurüsten. Jedoch da, wo der Mensch entgeistet, entseelt und frei von Idealen geblieben ist, wo die Nacht ohne den funkelnden Silberglanz der Sterne, in denen ein höhe-

res Leben aufstrahlt, sich tief über jemand lagert, wird freilich die Richtersche Poesie mit ihrer Idealwelt, fruchtlos sich erweisen, während der Vorwärtstrebende fest das Steuer in der Hand behält, und mit einstimmt, wenn er dieser Lebensauffassung in dem Gedicht „Höhenfahrt“ mit folgenden Worten Ausdruck verleiht:

Nun fort, ihr harten niedren Hände!  
 Laßt los die Seile, daß die lebenspralle Hülle  
 steigt,  
 und meine Gondel, glanzumreigt,  
 hinauf sich hebt ins Luftgelände!

Da schweb' ich — —! Endlich bin ich frei!  
 Um Staube mag das Gieren und das Giften und  
 das Schleichen kleben!  
 Ich steige — —! — Häuser schrumpfen — Far-  
 ben in einander weben — —  
 Wie leer ist doch des Alltags Einerlei!

Ich steige — — — schwebe — — — steige — —  
 Hindurchgewiegt durch kühlende Nebelschnellen,  
 gleite ich sanft auf Sonnenmeeres Wellenwellen  
 und atme — — — schau — — — schweige — —

Nur meines Lebens Glücksgestalten  
 sind mit mir. Meine Sonnensehnsucht führt das  
 Steuer,  
 den Hüllenkörper hebt der Liebe Loderfeuer,  
 den Hauch beseelt des Freundes Walten.

Der letzte Abschnitt der vorliegenden Sammlung „Meine Wege“ ist für die Würdigung Richters als einer hervorragenden dichterischen Persönlichkeit nicht minder zu übergehen. Die Signatur „Frieden“ deutet bereits den Grundton der Gedichte an. Gleich der Abendkühle und dem Abendfrieden, die den heißen arbeitsreichen Tag beschließen, so weht auch durch diese Poesie eine Friedensstimmung, welche die kontrastierenden Tatbestände des Lebens, wie Tod und Ubergänglichkeit lieblich erklärt und zum versöhnlichen Ausklang bringt. Zum Beleg dafür diene die dritte „Strophe des Gedichts:

„M ü d e.“

Wenn du müde bist, o Greis,  
 von Kindespiel und Mannespreis,  
 wenn dir dunkle Rätselwelt  
 Frage nur an Frage stellt,—  
 dann, du müder, kommt die Zeit — — —  
 Enge Räume werden weit —  
 Was kerkergezügelt,  
 wird azurgeflügelt —  
 O Dicht! — — O seliger Sternensang!  
 Leben, wie kurz! — — O Traum, wie lang! — —  
 Verklärte Augen — — Wangen — weiß — — —  
 Du glücklicher Greis!

Aber der Dichter selbst ist nicht müde geworden, neue Rosensträuße zu winden und uns mit deren Farbenpracht zu erfreuen, wengleich es auf Grund des erwähnten Schlußgedichtes den Anschein ge-

winnt, als ob der Dyrker seine Leiter aus der Hand legen möchte. Leben heißt unablässig wirken und deshalb hat Richter im stillen weiter gearbeitet und einen 2. Band seiner Dyrk vorbereitet, der in demselben Verlage, wie der erstere, erschienen ist. Eine hunte Fülle inneren Schauens und Empfindens, eine Vertiefung des Poetischen und Verfeinerung des Formellen tritt hier im Vergleich zu den früheren Leistungen zu Tage. Ja, die Behauptung ist keine Uebertreibung: die künstlerische Gestaltungskraft fetert in der neuen Sammlung ihre höchsten Triumphe. „Stille Wasser“ betitelt sie Richter und veranlaßt dadurch den Leser, bestimmte Vorstellungen damit zu verknüpfen, welche mittels des bekanntesten Sprüchwortes gegeben sind. Klingt da nicht, entgegnet wohl jemand, eine Kühnheit heraus, das poetische Talent nicht zu gering anzuschlagen, ein Wagnis, welches zur schärfsten Kritik herausfordert? Indes, der Dichter braucht sich davor nicht zu fürchten, denn er besteht die Feuerprobe. Es lag vielleicht in seiner Absicht, die Literaturfreunde anzureizen, das näher zu prüfen, was in einsamen Stunden seine Seele daheim oder in der Ferne erlebte und erfuhr. Hat das Buch „Meine Wege“ sogleich bei dem Erscheinen einen umfassenden Kreis von Anhängern gewonnen, so wird gewiß das Lob über dieses Werk bei denjenigen größer sein, die sich, mit dem Denken, Fühlen und Wollen des Dichters eins wissen. Insofern gebührt dieser Dyrk ein Vorzug vor der früheren, als ein stärkerer Gesamteindruck einer in sich abgeschlossenen Künstlernatur aufs Klarste hervortritt, und das gedankengefühllyrische Moment vollendet ausgereift ist.

Als Motto scheidt Richter ein Gedicht voraus, das in einem Naturbild gleichnisartig den reichen Wechsel des Innenlebens mit den stimmungsvollsten Empfindungstönen erschließt. Es lautet:

Stille Wasser.

Ein dunkler Spiegel, umhütet von lüchtem Grün —  
 darüber schwermüthige weiße Blumen blühen — —  
 Rings keines Windes Hauch — — —

Da klingt es durch den herbftlichen Tag —  
 und näher dringt es wie Rauschen und Flügel-  
 schlag:

Eine leuchtende Wolke von silbernen Vogelschwüngen!  
 Die Hälse gereckt; in die Ferne die Seelen drin-  
 gen —  
 in die Ferne zum sprossenden Dicht.

Nun strecht der Wolke Widerschein  
 über den Spiegel — — Welch schluchzende Pein?!  
 Der zuckt und zittert und rauht und wellt;  
 aus heimlichen Tiefen ein Stöhnen gest.  
 Zerissen schwankt der Wolke helles Gestimmer  
 und ringt mit dem dunklen Flutenschimmer —  
 und — — wetter immer — verrauscht der Flügel-  
 schlag — heimwärts! —  
 in des fernen Sommers seltsamem Tag.



„Leben“, „Du“, „Wir drei“, „Er“, „Ich“, das sind die Abschnitte, welche nicht annähernd die poetischen Gaben zu umfassen vermögen und als goldene Früchte in silbernen Schalen dargeboten werden.

In dem Teile „Leben“ ist es dem Dichter gelungen, die Keime christlicher Humanität zu wecken, indem er auf die Lebenskämpfe hinweist, denen wir alle ausgesetzt sind, um sie zu einem persönlichen Erlebnis werden zu lassen, das nicht wirkungslos verhallt.

Aus dem 2. Abschnitt wäre ein Gedicht hervorzuziehen, das schon wegen seiner geschlossenen Knappheit der poetischen Handlung ergreift, das aber besonders trotz des wehmütigen Ernstes doch ein Friedensglück schildert, das kaum poetischer verkündet werden könnte. Es ist beittelt:

„N o c h e i n m a l“.

Sieh mich noch einmal lächelnd an!

Mein Abend will sich neigen.

Der eine Blick soll leuchtend dann  
ins Dunkel den Weg mir zeigen.

Gib mir noch einmal fest die Hand!

Ich will sie immer spüren —

Sie soll mich in ein stilles Land  
sicher hinüberführen.

Reich mir noch einmal deinen Mund  
zu seligem Verklären!

Sieh! Unser lebenskurzer Bund  
muß Ewigkeiten währen.

Ohne Phantasie keine Dichtung! Wohl dem, welchem die Gabe verliehen ist, die Vorstellungs- und Gemütswerte gegenständlich so umzuformen, daß sie Anziehungskraft gewinnen. Wir ziehen zum Beleg heran das Gedicht:

„D u f t s c h ö s s e r“

In hohen Lüften baut mein Sinn  
aus Wolken sich Paläste,  
und meine Wünsche sind darin  
die Gäste.

Und Mundschenk Sonne und Truchseß Mond,  
die Kämmerer all, die Sterne  
üben den Dienst, den Liebe lohnt,  
so gerne.

Und jedem Gast, der droben wohnt,  
wird Hunger und Durst gestillt;  
geben doch Sterne und Mond  
dein Bild.

Geradezu gewaltig und tiefgründig behandelt Richter hier den Stoff und die Ideen, welche an Jugendglück und Kinderzeit gebunden sind. Auf der Höhe des Lebens stehend, wirft er den Blick so oft voraus in die Zukunft wie auch zurück auf die ersten unvergeßlichen Lebensjahre und heiligt die Erinnerungen und Vorsätze, die ihm für sein Schaffen Richtungspunkte gaben und geben.

Ohne innere Bewegung wird niemand das Gedicht in sich verklingen lassen, das derartige Gedan-

ken behandelt. Es ist tief, gehaltvoll und verdient als ein klassisches Kunstwerk bezeichnet zu werden, welches in der modernen Literatur kaum seines gleichen findet. Es ist:

„K i n d e r l a n d.“

Ich führte dich, mein Sohn, zu meinem Kinderland — —

Wir schritten schnell durchs Tor — und gingen  
Hand in Hand

auf Wegen zwischen Hecken, über Wiesenfluren —:  
Allüberall von Kinderfüßen lebten Spuren.

Von Füßen, deinen gleich — Du schautest lächelnd  
auf

und setztest deine Schuh' in meiner Kindheit Lauf.

Daneben grub ich meiner Mannheit neue Schritte —  
So kamen schweigend wir zu unsers Gartens Mitte:

Ein Tempelhäuschen! Tief an seiner Pforte stand  
ein Saß, verblaßt, doch lesbar noch, von Kinderhand —

Ich las ihn deinem Lauscherohr: „Ach, wär' ich  
Mann!“

Dann fügt' ich heimlich — über ihm — die  
Worte an:

„O wär' ich Kind!“ Dann gingen sinnend wir hin-  
fort. — —

Vielleicht — dereinst! — suchst wieder du den  
Märchenort.

Dann schreitest aufrecht du in meiner Mannheit Spur,  
und neben dir — da lacht und springt es durch die  
Flur

und strebt voll Spiels in meiner Kindertritte Bei-  
chen —

Du lächelst weh — — Die Spuren wohl sind noch  
die gleichen —

Doch ach, die Wanderer!? — Dort ist schon das  
Tempelhaus!

Es blüht so wunderruhevoll — wie damals — aus.  
Doch wo der Spruch „Ach, wär' ich Mann!“? —

Er wurde blind,  
er schaut nicht mehr. Hell leuchtet nur: „O wär'  
ich Kind!“

Fassen wir unser Urteil auf Grund der Sammlungen „Meine Wege“ und „Stille Wasser“ zusammen, so gipfelt es darin: Richter ist eine hervorragende Persönlichkeit, die dem Pommerlande zur Ehre gereicht. Es steht zu erwarten, daß dieses Dichtertalent weithin bekannt wird, denn seine Lyrik umschließt ein ganzes Menschenleben. Bedeuten daher seine Werke nicht jedem etwas?

Triebe und Wünsche, Freude und Leid, Kämpfe und Stege aus dem eigenen Leben, Kinderzeit, Jünglingsjahre und Mannesalter, das alles umrahmt der Reichtum seiner Gedanken, mit denen er uns wahre Freude und sittlichen Gewinn bereitet hat. Ja, Richters Dichtungen zu lesen bedeutet Festerstunden für unsere Seele!

## Hidden und Hiddensee.

Ein Beitrag zur etymologischen und mythologischen Forschung von Adolf Moepert.

Es ist uns auf der Schulbank so oft doziert worden= und Geschichts= und Reisebücher über Rügen wiederholen es, daß der Name der Göttin *Herttha* nur eine falsche Lesart für die *Nerihus* bei Tacitus und die Lokalisierung ihres Kultus auf Rügen dem Kopfe eines phantasievollen Gelehrten des 16. oder 17. Jahrhunderts entsprungen sei, daß uns kaum Zweifel an der Richtigkeit der heutigen Schulmeinung aufstetgen. Man muß tiefer in die Geschichte Rügens und seiner Umgebung eindringen, um zu merken, daß jener Gelehrte nicht mit der unwissenschaftlichen Willkür verfahren ist, deren er beschuldigt wird, sondern immerhin mit reiflicher Ueberlegung und guten Gründen hier den heiligen Hain und den See zu finden glaubte, in welchem das Bild der Mutter Erde nach ihrer Umfahrt gebadet und die dabei dienenden Sklaven nach vollzogener Handlung versenkt wurden. Mit Hilfe der Namenkunde wagen wir einen Versuch zur Ehrenrettung des verkannten Philologen.

Man hat viel gestritten um den Namen der einzig schönen Insel *Hiddensøe* 1), des „süßen Lännekens“, wie die Eingeborenen sie nennen, des westlichen Bollwerks der Ostseeperle Rügen, das leider Jahr um Jahr einige Quadratmeter seines Bodens — und bei Sturmfluten wie bei der jüngsten an der Jahreswende 1914 gar einige Hundert — an das gefährigte Meer verliert. Selbst die so klare Endung dänischer Herkunft, wie sie auch in der Schaproder Dehe und in der Greifswalder Die, südöstlich von Rügen erhalten ist und der Endung *ey* an der friesischen Küste (in „Norderney“) entspricht, hat sich vielerseits, indem das vorangehende *s* dazugezogen wurde, die Umwandlung und Umdeutung in „*see*“ gefallen lassen müssen. Ueber die Bedeutung des ersten Wortteils hat ein neuer Schriftsteller 2) gar sieben, wie er meint, mögliche Theorien aufgestellt, um am Ende, da er selbst keinen Ausweg sieht aus diesem Labyrinth, geheimnisvoll in der ihm unbekanntem polnischen Sprache die Lösung des

Rätsels vermuten zu lassen. Andere behaupten mit mehr Kühnheit als Kenntnis von Sprache und Geschichte, der Name stamme ganz aus dem Dänischen und bedeutete Hütteninsel. 3) Klug hat Professor Dr. Haas den ersten Teil des Namens als Genitiv erkannt und in Anlehnung an das sagenhafte *Hithins=De* des Sago Grammaticus von dem Rönigsnamen *Hithin* oder *Hedin* abgeleitet. 4) Das Völlchen der Inselaner selbst läßt sich aber durch diese teils gelehrten, teils ungelehrten Erklärungen nicht beeinflussen, es führt nach wie vor den Namen auf die alte Mutter *Hidden* zurück, von der das Eiland überschwemmt worden sei. Und das Volk tut gut daran. Es ist ein hochinteressantes Zeugnis für den Wert uralter Volkstraditionen, wenn wir beweisen, daß der erste Namensteil auf eine gleichnamige germanische Mythensfigur zurückgeht, die weithin an der Nord- und Ostsee-Küste vordem bekannt gewesen ist.

Der späten Blüte der friesischen Literatur dürfte es zuzuschreiben sein, daß den Mythologen die von dem Pastor Johannes Cadobius Müller i. J. 1691 erwähnte Göttin *Hidd* den bisher entgangen ist. Dieser gedenkt ihrer in seinem erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gedruckten *Memoriale Linguae Frisicae*. 5) Die Stelle, die sich unter „*Distreeske quiddewooden*“ in Frage 32 findet, set hier der Wichtigkeit wegen ganz wiedergegeben.

„*Wehr is hidden! Resp.: hidden is in itden. Wo ist das Schuchhorn? Resp. Es lieget im Herdloch. NB. Hidd*en wahr ein vierecktes Loch im Schornstein, darinnen di Frisen im Heydenthumb ihre lares setzen, und weil ihre meiste Nahrung wahr die Viehezucht, so ward dasz Horn ihrem Götzen geheiligt, drum wahr dieses Schuchhorn am selbstigen Orthe am gewissten zu finden. Dieses Schuchhorn ward genant *hidd*en, welches noch heutiges Tages ein Frischer Fraunsname ist,

3) Alfred Wien, Die Insel Rügen. Bielefeld und Leipzig. Ebenso Fr. Wilhelm Segebrecht. Die Insel Hiddensee, 1912.

4) A. Haas, Die Insel Hiddensee, Stralsund, 1896.

5) Herausgegeben von Dr. Kütelhan. Leer, 1875.

1) Das ist seit 1912 die amtliche Schreibweise.

2) Arved Jürgensohn, Hiddensee oder Hiddensøe? Deutsch oder Dänisch? in der „Stralsunderischen Zeitung“, 153. Jhrg. Nr. 189—195, und derselbe, Hiddensee, das Capri von Pommern. Stralsund, 1913.



darmit die Frische Heyden Fidem oder Dianam vorgebildet, welcher sie auch dieses Horn gewidmet haben.“ Unter dem hier genannten Schuhhorn ist ein jedenfalls aus Rinds- horn gefertigtes Werkzeug zum Anziehen der Schuhe zu verstehen, welches nach einer Mitteilung des Herausgebers Dr. Kütelhan noch zu seiner Zeit vielfach im Herdloch, einer Nische in der Mauer neben dem Feuerherde, aufbewahrt worden sein soll. Es war also die Hiddin bei den Friesen nicht ein gespensterhaftes Wesen der niederen Mythologie, sondern wie die Identifizierung mit der Isis und Diana zeigt, eine Göttin; Herd und Herde waren ihr heilig. Hiddin (auch Hedde, Hydde, Hdden) ist ein altfriesischer Vornamen; er wird, wie bei den Friesen gewöhnlich, für Männer und Frauen gleicherweise gebraucht. 6) So hieß der berühmteste friesische Sprachforscher Tooj. Hiddes Halbersma, wobei das End-s, ebenso wie n bei Hiddin, ursprünglich den Genitiv bezeichnet; Hiddes ist der Sohn eines Hiddin. Wir finden diesen Namen überall im Niedersächsischen, in Hiddesen in Lippe-Deumold, ferner in Hiddensen, Hiddestorf, Hiddenhaujen, Hiddingsen, Hiddinghausen, in Huddesum bei Hildesheim, mit der friesischen Endung um, welche dem hochdeutschen -heim entspricht, und hoch oben bei Schleswig in Hiddedy oder Haddedy, d. i. Hiddestadt. Von dem erstgenannten Ort hat das Adelsgeschlecht derer von Hiddissen den Namen entlehnt, wie die Familie der Huddesen (Huddesem), zu Stralsund von 1385—1560 nachweisbar, von dem nahen Hiddensoe herübergekommen sein dürfte. Der Wappenschild der letzteren ist in Spitzen geteilt 7), während der bei der noch blühenden Familie von Hiddissen einen Mann mit blutigem Arm zeigt.

Huddenze heißt unser Hiddensoe in der sogenannten Roestkilder Matritel und in Rügenschens Urkunden des 14. Jahrhunderts, und dies ist nicht der einzige Lautwechsel, welchen der Inselname im Laufe der Zeit erfahren hat. Sago Grammaticus (gest. 1204), der erste dänische Geschichtsschreiber, schreibt in seiner „Historia Daniae“ von der insula Hithis, Hithini oder Hithinjö. Wie er, so leiten auch die nordische Sagas mit den Formen Hedinsy und Hedinsjö diesen oder einen ähnlichen Inselnamen von einem männlichen Personennamen her, welcher, mythischen Ursprungs, heute noch ein in Standina-

vien verbreiteter Familienname ist. 8) Auf Hiddensoe spielt nach Sago die auch in der Edda und im Gudrunliede und wohl auch im zweiten Teile des Nibelungenliedes verarbeitete Hildasage. Hier soll der König Hithinus, der die geliebte Hilda ihrem Vater, dem jütländischen König Huginus, entführt hatte und deshalb von ihm verfolgt wurde, in dem folgenden Waffengange mit ihm zugleich gefallen sein. Hedhin ist der „Mantel-“ oder „Hutträger“; es ist, wie schon Müller 9) ahnen läßt und Mannhardt 10) als gewiß hinstellt, nur ein Beinamen des Odin. Ist also Hiddensoe die Wodaninsel?

Dem widerspricht, daß sich in Hiddensoe und Umgegend keine Spuren eines besonderen Wodankultes finden, ferner, daß, wie aus den Rentamtsregistern des früheren Bisterzienferlosters auf Hiddensoe sich ergibt, der Name im 16. Jahrhundert zeitweilig in „Hildersehe“ und „Hildensehe“ umgewandelt worden ist, endlich die örtliche Ueberlieferung von der Mutter Hiddin.

Wie wir bald noch deutlicher erkennen werden, ist jeder Zweifel, daß der Name der Insel nicht von dem göttlichen Wesen Hiddin herrühren sollte, ausgeschlossen. Und damit ist dann auch bewiesen, daß die Aussprache Hiddensoe, mit dem Ton auf der Endung, falsch ist. Richtig dagegen ist es, Hiddensoe zu sprechen und die erste Silbe zu betonen. Hiddensoe war eine den Germanen heilige Insel wie Helgoland, das alte Fositesland. Aber welcher Platz ist der neuentdeckten Gottheit im Götterhimmel der Germanen anzuweisen? Darüber sollen uns einige Sagen Aufschluß geben.

Mutter Hiddin, erzählt man 11), lebte im Anfang des 14. Jahrhunderts. Damals war Hiddensoe noch keine Insel, sondern hing mit Rügen zusammen, dessen erhöhten Nordweststrand es bildete. In einem weiten Grunde, zwischen den beiden heutigen Inseln, lag ein Fischerdörfchen und nahe dabei ein einzelnes Haus, der reichen Witwe Hiddin gehörig, die wegen ihres Geizes und ihrer Hartzigkeit bei allen Dorfbewohnern höchst unbeliebt war. Ihren eigenen Sohn hatte die habgierige Alte aus dem Hause gewiesen, weil er ein blutarmes Mädchen heimgeführt hatte.

An einem kalten Novemberabend, während ein fürchterlicher Sturm Schnee und Regen gegen die Fenster peitscht, pocht ein zitternder Greis im Mönchsgewande an die Hütte, Herberge und einen Bissen Brot heischend. Zornig wirft da das hartzigke Weib die kaum geöffnete Thür wieder zu

6) Vgl. Bernhard Brons, Friesische Namen. Emden, 1878.

7) Nachrichten die Ratspersonen der Stadt Stralsund betreffend. Von Bürgermeister Dinnies. 8 Bände. 1773. Ungedrucktes Werk in der Stralsunder Ratsbibliothek.

8) Vgl. Egen Hedn. Der Ton ruht auf der letzten Silbe.

9) Wilh. Müller, Mythologie der deutschen Heldensage. Heilbrunn, 1886.

10) Wilh. Mannhardt, Germanische Mythen. Berlin, 1858.

11) Gustav A. Ritter, Deutschlands Wunderhorn. Berlin. D. F.

Sie sei froh, für sich selbst einen Bissen Brot zu haben und wolle ihn nicht mit Landstreichern teilen.

Müde schleppt der Alte sich weiter; bei der ersten Hütte des Dorfes angelangt, klopft er aufs neue an. Ein junges Weib gewährt ihm freundlich Einlaß, eine warme Suppe und ein freilich ärmliches Lager. Und als der Gast am andern Tage Abschied nimmt, spricht er den Segenswunsch: mit Gold und Silber kann ich Dir nicht vergelten, aber die erste Arbeit, welche Du heut beginnst, wird Dir den ganzen Tag gelingen. Dann geht die Frau wieder in ihre kleine Stube und will ein Hemdchen für ihr zu erwartendes Kind aus einem Restchen Leinwand schneiden. Aber o Wunder! Sie mißt und mißt den ganzen Tag und noch die halbe Nacht dazu, es will des Ueberflusses kein Ende werden, und als sie endlich ihren Reichtum überschaut, ist das ganze Haus voll der kostbarsten, feinsten Leinwand. Davon legte sie mit ihrem Manne einen gewinnbringenden Handel an, sehr zum Verdruß ihrer Schwiegermutter. Dies war nämlich — Mutter Hiddin. Die machte sich, als sie von dem Glücke, das ihren Kindern zum Lohn für ihre warmherzige Güte über Nacht ins Haus gekommen war, gehört hatte, die bittersten Vorwürfe. In allen Richtungen durchstreifte sie die Insel nach dem Wundermann. Endlich nach sieben Tagen fand sie ihn bei Stubbenkammer und bat ihn unter vielen Entschuldigungen, sie doch in Zukunft wieder zu besuchen und bei ihr zu verweilen. Er versprach es und fand das zweite Mal wirklich eine vortreffliche Aufnahme. Am Morgen schied er mit dem gleichen Wunsche wie bei der Schwiegertochter. Schnell eilt sie nach dem Beutel, um das Geld zu zählen, denn sie meint, nun werde sie den ganzen Tag Geld über Geld zu zählen haben. In diesem Augenblick brüllt die Kuh, die sie zu tränken vergaß. Im Fluge stürzt sie mit dem Eimer hinaus zur Pumpe. Aber was ist das? Der Eimer ist voll zum Ueberlaufen, und doch kann sie die Hände nicht losbekommen vom Pumpenschwengel; kalter Angstschweiß läuft ihr über die Stirn, aber sie muß pumpen und weiter pumpen. Immer höher steigt das Wasser und sie mit ihm, jedoch ihr Haus versinkt in den Fluten und die schäumenden Wogen füllen ein weites Stück Land und trennen seitdem Rügen und Hiddensöe.

Diese schöne Erzählung, die offenbar an die große Sturmflut von 1304 (andere schreiben 1309) anknüpft, wird von Dr. Grumbke 12) in einer weniger gefälligen Form geboten, die parodistisch erscheinen könnte, lehrte das drastische Motiv nicht in einer Reihe von Sagen über Wassergeister wieder. Da ist, abgesehen davon, daß die Schwiegertochter zur bloßen Nachbarin verblaßt ist, die erste, die die Flut herbeiführende Arbeit Hiddens — die Ver-

richtung eines natürlichen Bedürfnisses, dessen Aufschub einst dem berühmten Thygo de Brahe das Leben kostete.“ Doch das sind unwesentliche Abweichungen. Es bleiben noch genug wesentliche Züge übrig, um unschwer in der geizigen, aber reichen Mutter Hiddin die schnee- und regenfendende, aus einem Faß ohne Boden schöpfende Frau Holle im Märchen zu erkennen. So wird mit eins auch die zweifellos bewußte Umwandlung von Hiddin in Hilde und Hildr klar. Hildr 13) ist ein Beiname der dem Bunde des Njördr und der Njörd entsprossenen Freyja, und diese wieder ist identisch mit der Hulda oder Holda Mitteldeutschlands und der oberdeutschen Berchta. Weil sie die Wasserfrau ist, steht sie in Verbindung mit den häufig von Sturmfluten heimgesuchten Orten. Ihr Name begegnet uns erklärlicherweise auch in der alten, 1199 gegründeten Zisterzienserbau Hildena 14) später Eldena bei Greifswald, deren Ruinen auch 1914 wieder überschwemmt wurden, den der Hiddin finden wir in dem gleichfalls flutbedrohten, sagenumwobenen Hiddaby 15). Die Holda, welche schon von Burcharde von Worms (gest. 1025) der Diana, paganorum dea, gleichgesetzt wird, zieht im Norden als Huldra, eine alte Frau in grauem Kleide, an der Spitze ihrer Herde durch die Wälder. Das stimmt vortrefflich zu der friesischen Hiddin des Cadovius. Und wir werden uns nun nicht mehr wundern, daß, wie Grimm 16) sagt, „beider Götinnen (nämlich der Holda und Bertha) keine Spur sich zeigt in Niederdeutschland“. Denn der Holda und Bertha des übrigen Deutschland entspricht eben im Norden die Hiddin (Hildr), die Tochter der Njörd oder Nerthus, welche letzterer nach Müllenhoff im Grunde die Freyja gleich ist.

Diese Wesensgleichheit wird bestätigt durch die Sage von der üppigen Richberta d. i. der „reichen Berta“ von Stavoren, dem Vineta der Nordsee an der Stelle der heutigen Zuhdersee 17). Bei allem äußeren Glanz fehlt Richberta die Flamme weiblicher Güte. Stolz auf das eigene und Neid über fremdes Glück erfüllen ihr liebeleeres Herz. Während eines festlichen Mahles erscheint ein Pilger aus dem Morgenlande und bittet um Brot. Doch die Speise der Dürftigen findet sich nicht im Hause schwelgerischer Tafelfreuden. Da bedauert der Greis, daß das Edelste in dem fürstlichen Haushalt fehle, und verläßt den Kreis der Gäste. Nicht lange darnach segelt ein Schiff der

13) Hierzu vgl. Mannhardt, a. a. O.

14) Hildens-Ache, vom althd. aha, Wasser.

15) Karl Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Kiel, 1845.

16) Jakob Grimm, Deutsche Mythologie. Göttingen; n. A. von G. H. Meyer, 1875—78.

17) Wilh. Kuland, Rheinisches Sagenbuch. Aöln. D. F.

12) Johann Jakob Grumbke, Streifzüge durch das Rügenland von Indigena. Altona, 1805.



Nichberta auf hoher See, hie und da suchend nach dem unbekanntem köstlichen Gut, welches jener seltsame Gast bei dem Mahle vermischte. Da verdirbt durch eindringendes Seewasser Brot und Mehl, und nun erkennt der Führer, was die wertvollste Gabe ist. Glücklich über die gemachte Entdeckung nimmt er eine Ladung schönsten Weizens ein und segelt froh der Heimat zu. Doch seine übermütige Herrin gebietet ihm, die Ladung, die er auf der rechten Seite aufgenommen, auf der linken über Bord zu werfen. Unterdes stehen ungezählte Arme um die Erhaltung der kostbaren Gottesgabe. Nichberta ist taub gegen alle Bitten, aber als zur Strafe der Hafen verschlammmt und infolgedessen die Stadt verarmt, verstoßen die empörten Bewohner sie ins Elend, ohne freilich verhindern zu können, daß das Meer in stürmischer Nacht die Dämme durchbricht und die Stadt des sündigen Weibes vom Erdboden wegschwemmt.

Mißbrauch des Brotes, das sie zur Reinigung von Schlamm und Kot benutzen ließ, wird in Tirol der mächtigen Riesenkönigin Frau Hitt vorgeworfen.<sup>18)</sup> Da zog ein schweres, schwarzes Gewitter herauf, mit entsetzlichem Donner entlud es sich und in kurzem waren die reichen Kornäcker und die Wohnung der Frau Hitt verschwunden.

Anders spielt sich die Handlung ab in dem ergreifenden Gedicht „Frau Hitt“ von Karl Egon Ebert. Hier verweigert „die strahlende Herrin“, die reichste der Frauen im Land, einer armen, mit ihrem hungernden Knaben sie ansehenden Bettlerin jedes Almosen und reicht ihr einen Stein statt Brot. Da, ein furchtbarer Fluch des gekränkten Weibes — und der Himmel verfinstert sich, zuckende Blitze leuchten auf, und unter Donnerschlägen wird Frau Hitt selbst in Stein verwandelt.

Auch bei dieser Sage, welche ja schon im Namen an die von der Mutter Hiddin erinnert, kann kein Zweifel an der ursprünglichen Gleichheit der nur durch Lokalfärbung anders gearteten niederdeutschen Sage bestehen. Jedenfalls ist die Charakteristik der Hauptperson, ihre Schuld und Sühne nur um unerhebliche Nuancen verschieden.

Man wird sich nun hüten müssen, in diesen drei in den Hauptmotiven und Grundzügen gleichen Sagen eine sogenannte Wanderfage zu erblicken.<sup>19)</sup> Denn wo sollte die Entlehnung begonnen haben? Sie sind offenbar aus dem gemeinsamen Urquell der germanischen Mythologie geschöpft und vermutlich nicht die einzigen, nur in wenigen, meist durch die Lage der Derlichkeit bedingten Zügen verschiedenen Reste dieses dramatischen Sagenstoffes.

Berücksichtigt zu werden verdient auch, daß auf Hiddensoe der Schwan, der heilige Vogel des Njörd, den Storch als Kinderbringer ersetzt

und das Kind, der Nerthus heilig, auf und nahe bei der Insel viel gepflegt wurde, wie die slawischen Namen Wollung (alter Name für den Teil Rügens gegenüber Hiddensoe), Wilm, früher Wollem und Wilm (Insel bei Rügen), Wolgast (Stadt an der gegenüberliegenden pommerischen Küste), Wollung (Landstrich bei Greifswald), Welgast (Dorf bei Stralsund), zeigen.<sup>20)</sup>

Ein weiteres, starkes Argument für die Gleichheit der Hiddin und Hildr gewinnen wir, wenn wir nach der etymologischen Bedeutung beider Namen forschen. Hiddin entspricht offenbar der altnordischen, sturm- und regensendenden Zaubervrouw Heidh (Heidr, Heidhi)<sup>21)</sup>, neben der Gudr und Hildr eine der bekanntesten Walküren. Es finden sich aber Belege dafür, „daß Heidr im Norden ein ganz gewöhnlicher Name von fast appellativischer Bedeutung für Zauberinnen war.“ Darum übersetzt Müllenhoff geradezu Heidhi mit Zauberweib, Heye. Sollte nicht die Wurzel von Hedhin auch der Hiddin zu Grunde liegen und das Wort den männlichen und weiblichen Träger des Zauberrutes (altn. hotr., ahs. hüt, fries. hoode) bedeuten? Man denke nur an den Hildesheimer Herdgeist Hütchen oder Hodeken, an den englischen Robin Hood (Robert Kapuze), an den oberdeutschen Buz (jedenfalls verkürzt aus Kapuze, caputium), an den westfälischen Sackelberg (Kapuzenträger, von dem noch im Nordischen vorhandenen hekla, Kapuze), an das Wort Gaukler (von cuculla), und man wird eine wunderbare Uebereinstimmung zwischen diesen Benennungen und unserer Hypothese finden. Hildr hat kaum einen anderen Sinn; „hildert“ ist im Dänischen „die Zauberei“. „Suldra“ und zunächst wenigstens, auch „Sulda“, bedeutet, die (bei ihren Zauberkünften) Verhüllte. Suldren heißen die Zwerge, nicht, wie man meint, weil sie unter der Erde wohnen, sondern, weil sie durch die Tarnkappe den Blicken der Menschen „verhüllt“ sind. Daher erscheint „hilde“ oft in den Namen der den Kämpfern unsichtbar beistehenden, zum Kampf schürenden Schlachtjungfrauen.<sup>22)</sup>

20) D. Jod, Rügensch-Pommerische Geschichten, 1. Bd. Leipzig 1861.

21) So auch Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde, 5. Bd. Berlin 1883. Dieser schreibt auch Hetha und Hethby.

22) Artemhild, die „Helmsverhüllte“, Brunhild, die „durch die Brünne Verhüllte“, Balzhilde, die „durch den Gürtel Verhüllte“, Alotilde (Chlodewiltide), viell. die „Kleiderverhüllte“ (von aspir. ahd. lodo, Uebertwurf, vgl. engl. cloth, Tuch, Kleid)? sind wohl alle ursprünglich Walkürennamen. Auch Heddenot, einst wahrscheinlich auch männl. wie Chlodewech, dürfte dazugehören. Hedde ist wohl sicher gleich Hilde (Gut?), bei wach, wech wech darf man an ahd. wech, bunt, denken. Dieser Sinn har-

18) Ferdinand Hirz Deutsches Lesebuch. Ausg. G. 3. Teil. Breslau 1906.

19) Hierzu vgl. Ernst Bernheim, Lehrb. d. hist. Methode. Leipzig 1908.

Indes, so groß die Ähnlichkeit der Lautformen auch sein mag, ein Beweis läßt sich daraus schwer konstruieren. Der ergibt sich aber sonnenklar aus der Sprache unserer treulosen Stammesvettern jenseits der Nordsee. Im Englischen heißt nämlich *hiddn* genau „verborgen“, es ist das Partizipium der Vergangenheit von *hide*, verbergen, einem starken Zeitwort, welches wie alle seinesgleichen, zweifellos aus dem Altgermanischen hervorgegangen ist. Demgemäß sind *Hiddn* und *Hilda* dem Sinne nach durchaus identisch. In dieser vollkommen gleichen Bedeutung liegt die restlose Erklärung für die Vertauschung der beiden Namen, welche von den aus Mitteldeutschland gekommenen Mönchen des 1296 gegründeten Klosters ausgegangen sein mag.

Neben der Göttin *Hiddn* scheint auch die vielangezweifelte *Hertha* in diesem Teile der Ostsee den Küstenbewohnern früh bekannt gewesen zu sein. Ich weiß nicht, ob die alte Bezeichnung der Halbinseln *Darb* und *Bingst*, schräg gegenüber von *Hiddensoe*, als Provinz *Hertesburg* von Mythologen je beachtet worden ist. Hier lag das von *Stralsunder Chronisten* des 16. Jahrh. erwähnte feste Schloß *Herthaborg* (so 1453, 1464 *Harteborch*). Die Stelle war noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts, wie die *Stralsundischen Geschichtsschreiber Zober und Mohnke* 23) bezeugen, in der Nähe des Dorfes *Prerow* sichtbar. Enthält die Ortsbezeichnung den Namen der *Hertha*, was wegen der Genetivform leicht geglaubt werden kann, dann ist erwiesen, daß dieser ebenso echt ist wie der der *Hiddn*, und daß die *Herthasage* auf Rügen älter ist, als wir bisher annahmen, wird damit höchst wahrscheinlich. Der Schluß liegt nahe, daß das Bewußtsein der mythischen Beziehungen dieser Ostsee-Küstengebiete auch nach der slawischen Bestiedelung im deutschen Volke nicht erloschen und bei der sächsischen Kolonisation wieder aufgelebt ist. Und wir schließen weiter: Wo so viele Erinnerungen an die *Hertha* und die ihr in allem ähnliche *Hiddn* fortleben, waren Gründe genug gegeben, um die Hauptstätte des *Nerthuskultus*, des *Tacitus*

moniert mit den mythischen Vorstellungen der alten Germanen und der angeblich göttlichen Herkunft der *Merobinger*.

23) *Stralsundische Chroniken*, herausgegeben von *Mohnke* und *Zober* 1. Teil. *Stralsund* 1833.

„*castum nemus in insula Oceani*“, auf Rügen zu mutmaßen, mindestens ebenso viel, als für *Feymarn*, *Alsen* und die *Hamburger Elbinsel* sprechen, an die *Müllenhoff* und andere gedacht haben. Man kann sich nun die Verschiedenheit der Lesarten in der *Germania* folgendermaßen erklären: Der richtige, durch die nordische Mythologie bezeugte Name *Nerthus* war im Mittelalter in Vergessenheit geraten und bei den einzelnen deutschen Stämmen durch andere zum Teil ursprünglich adjektivische Benennungen, an der Ostsee durch den Namen *Hertha*, ersetzt worden. Da aber auf diese Göttin genau zutrif, was *Tacitus* von der längst vergessenen *Nerthus* berichtet, deshalb scheute man sich nicht, das unsichere *Nerthus* in *Hertha*, wie *Hiddn* in *Hilda*, umzuändern. Es braucht also der Name nicht durch eine Variante in der „*Germania*“ entstanden zu sein; umgekehrt spricht manches für seine Priorität und nachträgliche Interpolation in den Text des *Tacitus*.

Wir kommen zum Schluß. *Hiddensoe* ist ein ganz durchsichtiger, durchaus germanischer, friesisch-dänischer Name mit mythischer Bedeutung. Er bezeichnet die „*Insel der Hiddn*“, einer göttlichen Frau, welche der *Holle*, *Hitt*, *Berhta*, *Frehja* im übrigen Deutschland, der *Nerthus* der *Alten*, gleich ist. Er ist nicht, „*Schall* und *Rauch*“, sondern inhaltsreich wie selten einer. Er bekräftigt in Verbindung mit den Namen *Herthaburg* und *Hildena*, die beide über 1450 zurückreichen, die Vermutung, daß Rügen uralter mythengeweihter Boden und die Kultstätte der bei *Tacitus* erwähnten *Nerthus* ist.

Daß gerade die Insel *Hiddensoe* trotz jahrhundertelanger slawischer Herrschaft ihren alten germanischen Namen behalten hat, ist für den nicht auffallend, welcher weiß, daß das Hochland von *Hiddensoe* von den *Kreidelfelsen* der dänischen Insel *Möen* sichtbar ist. Daß das Etland einst tatsächlich von *Wenden* bewohnt war, beweisen Ortsnamen, wie *Grieben*, *Gellen* und die *Swantewitzschlucht*. Aber weil der Ort selbst den Augen nicht entwand, konnte der Name nicht so leicht dem Gedächtnis entweichen. Und so ragt dieser sagenumspinnene Name aus der Vorzeit zu uns herüber als ein wertvolles Denkmal für die Religionsgeschichte unserer heidnischen Vorfahren und als ein klassisches Beispiel für die fortdauernde Wichtigkeit des Wortes *Jacob Grimms*, daß „von dem weiten Felde der Volksfagen her unserer Mythologie die ergbtigste Ausbeute bevorsteht.“





# Ueber den Ursprung der Familie v. Hindenburg.

H. v. P.

Der erfolgreichste Seerführer unserer Zeit heißt mit seinem vollen Familiennamen v. Benedendorff und Hindenburg. Im Taschenbuch der uradligen Häuser wird diese Familie, obwohl sie sich wohl ausschließlich für gewöhnlich nur v. Hindenburg nennt, unter Benedendorff geführt. Mit gutem Grunde. Denn die alte Familie v. Hindenburg ist ausgestorben und ihr Name wurde mit königlich preussischer Genehmigung am 2. Januar 1789 von Johann Otto Gottfried v. Benedendorff, dem Großneffen und Erben des Letzten derer v. Hindenburg, mit dem Namen v. Benedendorff vereinigt. Die Benedendorffs sind wie auch die Bismarcks altmärkischer Uradel. Ihr Stammhaus, heute Benken-dorf geschrieben, liegt bei Salzwedel. Sie erscheinen urkundlich zuerst mit Johannes de Benken-dorpe 1280. Die Familie v. Hindenburg läßt sich weiter zurückverfolgen. Die beiden ältesten nachweisbaren Vertreter, die Gebrüder Friedrich und Reiner v. Hindenburg, erscheinen gleichfalls in der Altmark, und zwar schon im Jahre 1208, also zu einer Zeit, bis in welche sich nur wenige Familien des altpreussischen Adels zurückverfolgen lassen.

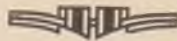
Bald darauf finden wir die Familie aber auch in Pommern und zwar treten sie dort gleich verhältnismäßig zahlreich und in sehr angesehener Stellung auf. So kommt in den Jahren 1266—1299 außerordentlich häufig in der Umgebung Herzog Barnims I. und Bogislavs IV. ein Ritter Friedrich von Hindenburg in den Urkunden vor, 1278 bis 1301, auch in der Umgebung dieser Herzöge, ein Ritter Heinrich v. Hindenburg, häufig ferner (1292—1313) der Ritter Henning (Johannes) von Hindenburg, der das Amt eines Mundschentz bei den pommerschen Herzögen Barnim II. und Otto I. versah. Ritter in der Umgebung Barnims I. war

ferner Godifin v. Hindenburg (1268), in der Umgebung Bogislavs IV. (1280—1299) Heidemann v. Hindenburg. In den Jahren 1317—1322 findet sich ein Ritter Friedrich v. Hindenburg, auch Bido v. Hindenburg genannt, und im Jahre 1325 ohne Vornamen ein Knappe von Hindenburg. Im Jahre 1271 wird ein Frater Johann v. Hindenburg als Rektor in Stettin erwähnt, der also eine geistliche Würde inne hatte. Fener Ministeriale Friedrich von Hindenburg in der Begleitung Herzog Barnims I. und Bogislavs IV. schenkte am 29. August 1299, vermutlich, weil er sein Lebensende herannahen fühlte, dem Kloster Wollin einen Teil der Dörfer Ganferin und Stepenitz.

Wie in der Altmark und Uckermark Ortschaften nach den Hindenburgs genannt wurden, so erhielt auch im Rugarder Kreise von ihnen ein Dorf den Namen, und zwar, wie Klempin im Pommerschen Urkundenbuche (I 442) wohl richtig angibt, schon von dem aus der Altmark eingewanderten Vater jenes Ritters Friedrich v. Hindenburg in der Begleitung Barnims I. und Bogislavs IV., der nach Klempins Annahme die Burg Hindenburg bei Rugard erbaute. Im Rugarder Kreise erwarb das Geschlecht weiteren Grundbesitz, den es bis ins 18. Jahrhundert behauptete. Schon im Jahre 1317 wird von einem „Lande Hindenburg“ (territorium Syndenborch) gesprochen. Am 1. September 1461 belehnte Herzog Erich II. die Grafen Abrecht und Dabewtg v. Eberstein mit dem Lande Hindenburg.

Die Wurzeln des durch den Vernichter der Seeer Ruhlands zu höchstem Ruhme gelangten Geschlechts weisen mithin nicht nur nach der Altmark, sondern auch nach Pommern.

(Monatsbl. der Gesellsch. f. Pom. Gesch. u. Alterth.)



# Pommersche Bücherschau.

von Arnold Roepen.

Unter dieser Rubrik werden alle Neuerscheinungen des Büchermarktes, soweit sie für unsere Provinz von besonderem Interesse sind, angezeigt und die wichtigeren von ihnen ausführlich besprochen werden.

Eingegangen sind bisher:

1. Prof. Dr. Hermann Klaje. Pommern im Jahre 1813.
2. D. Hermann Petrich. Unser Bismarck. Ein pommersches Heimathbuch.
3. Derselbe. Das Bismarckbüchlein.
4. Theo Malade. Die Geschichte vom litten Schnieder.
5. Paul Großkopf. Otto von Bamberg, der Pommernapostel.

1. Prof. Dr. Hermann Klaje: Pommern im Jahre 1813. Verlag von Diez u. Marerath, Kolberg. Preis brosch. 1,50 M.

In einer vorzüglichsten, auf umfassendstem Quellenstudium beruhenden Schrift „Pommern im Jahre 1813“ hat Prof. Dr. Hermann Klaje, Kolberg, die Geschichte des Pommerschen National-Kavallerieregiments dargeboten, deren Lektüre jedem Freunde einer wahren, ungeschminkten Geschichtsdarstellung hohen Genuß bereiten muß.

Nach einer gewissenhaften Quellenangabe spricht der Verfasser in seinem Buche zuerst von der Errichtung des Regiments, dann von der Deckung der durch dasselbe entstandenen Kosten. Zwei weitere Kapitel reden von der Stellungnahme der pommerschen Juden zu den Ereignissen des Frühling 1813, während ein Anhang den genauen Abdruck der Listen des obengenannten Regiments, sowie seines Jägerdetachements bringt. Ein später erscheinender, zweiter Teil soll, wie das Vorwort bemerkt, von „Landwehr und Landsturm in Pommern 1813“ handeln.

Ostpreußen, Schlessen und Pommern waren die drei Provinzen, die drei National-Kavallerieregimenter errichteten und damit eine eigenartige Neubildung im preußischen Heere schufen, deren Andenken allerdings rasch verdunkelt wurde, ja, die sogar, vielleicht mit Ausnahme des ostpreußischen, in fast völlige Vergessenheit gerieten. —

Da Stettin damals noch in den Händen der Franzosen war, befand sich der Sitz der Provinzialregierung in Stargard. Hinsichtlich der Truppenverteilung ist zu bemerken, daß in Kolberg die Pommersche Brigade unter General Borstell und in Neustettin das Corps des Generals Bülow stand.

Von diesen beiden Truppenteilen, die noch in sehr hilfsbedürftigem Zustande waren, sollte der letztere von Westpreußen, der erstere aber von Pommern unterstützt werden.

Schon hatte man auf diese Aufforderung hin in einigen Teilen Pommerns beträchtliche Geldsummen gesammelt, als plötzlich in der Provinz ein neuer Plan auftauchte, die Bildung eines pommerschen Freiwilligenregiments, das man dem Könige zur Verfügung stellen wollte. Derartige Angebote liefen aus allen Teilen des Reiches so zahlreich ein, daß nur ein geringerer Teil von allen, unter denen sich auch viele wenig durchdachte befanden, von Friedrich Wilhelm III. genehmigt werden konnte.

Die Bemühungen des pommerschen Präsidenten, des Staatsministers von Jüngerleben, der Seele des Planes, gelang es, die Genehmigung zur Bildung eines solchen Regiments in Pommern an höchster Stelle durchzudrücken.

Wenn er allerdings in begreiflichem Optimismus am 27. Februar an den König schrieb, er zweifle nicht, daß die ganze Provinz zustimmen werde, so irrte er nicht wenig, denn sechs Kreise verweigerten unter Hinweis auf die schon gebrachten übergroßen Opfer ihre Beihilfe zu der Bildung und zum Unterhalte des geplanten Kavallerieregiments.

Eine Versammlung von Deputierten der einzelnen Kreise wurde nach Stargard einberufen, denen Kreisversammlungen vorangingen. Diese wurden aber nur schwach besucht. So erschienen in Naugard von 25 Eingeladenen nur 13, und Herr von Schöning, der damalige Landrat des Pyritzer Kreises, klagte in einem Berichte über die Versammlung in seinem Kreise, am 14. März, über die „Abwesenden, deren Zahl groß ist“.

Das waren Zeichen der gedrückten Stimmung, die noch allenthalben herrschte, sowie der Furcht, auch das Letzte noch hingeben zu müssen, was die bitteren Jahre der Not und des Elends einem je den gelassen hatten.

Die dem vom Könige genehmigten Vorschlage Jüngerlebens zustimmenden 13 Kreise der Provinz hatten aber auch noch mancherlei auszusprechen. Vor allem versprach man sich nicht viel von freiwilligen Beiträgen, sondern schlug eine Repartition der Kosten vor. Dieser Vorschlag wurde denn auch in die Tat umgesetzt, wodurch allerdings die Beiträge ihres Charakters einer freiwilligen Spende entkleidet wurden.



Im Laufe der drei ersten Märzwochen war der Jüngerlebensche Plan mehrmals in Gefahr, an höchster Stelle verworfen zu werden. „Se. Majestät will keine neuen Regimenter, sondern eine Vermehrung der bereits bestehenden und den regulären Truppen beigeordneten Jägerkorps,“ hieß es.

Da sandten die pommerischen Stände eine Abordnung an den König, zu der der Landrat von Schöning-Byritz und der Rittmeister von Malkahn-Gülz ausersehen wurden. Die Deputation hatte sich eines „sehr huldvollen“ Empfanges zu erfreuen, und am 27. März erfolgte dann der königliche Bescheid an die Provinz, daß das Anerbieten „mit lebhaftem Danke“ angenommen sei. Dem neuen Regimente wurde sogar die Fortdauer nach dem Kriege für den Fall versprochen, daß es sich in ihm „einen hervorstehenden Ruhm“ erwerben sollte.

Die anfangs gehegten Befürchtungen, dem neuen Regimente werde es an Zuspruch fehlen, zerstreuten sich gar bald; von allen Seiten liefen ihm Scharen von Freiwilligen zu, so daß man sich bald gezwungen sah, zu sichten und zurückzuweisen.

Bald waren alle Vorarbeiten erledigt — und schon am 30. Juli rückte das Regiment aus seinen Quartieren bei Stargard ab und erhaltet dann im Gefecht bei Wiestock, einen Tag vor der Schlacht bei Großbeeren, seine Feuertaufe.

So konnte das Ganze mit Recht als ein wohlgelungenes Werk bezeichnet werden. Aber die dadurch entstandenen Kosten zu decken, war eine unsäglich schwere Last für die Provinz, die doch schon so viele Opfer gebracht hatte.

Bei denen, die gehofft hatten, daß die Zahlungen seitens der einzelnen Kreise zu den festgesetzten Terminen geschehen würden, begann bald eine furchtbare Enttäuschung Platz zu greifen.

Schon beim ersten Zahlungstermin (15. April bis 1. Mai) gab es mehr Rückstände als Leistungen, noch schlimmer wurde es beim zweiten (1. Juni). Aus Bitten der Regierung wurden Mahnungen, aus Mahnungen Drohungen, und wo diese fruchtlos blieben, mußten hie und da Exekutivmaßregeln angewandt werden.

Der letzte Abschnitt des Buches handelt von der Anteknahme der pommerischen Juden an den Befreiungskriegen. Aus den sachlichen, unparteiischen Ausführungen geht klar und deutlich hervor, daß die Juden Pommerns nicht nur ihren nationalen Pflichten in jenen schweren Zeiten nachgekommen sind, sondern auch in freiwilliger Betätigung viel Anerkennenswertes geleistet haben.

Den Schluß des Werkes bilden die schon oben angeführten Listen.

Damit sei es genug des Bemerkenswerten aus diesem Buche, das gerade in dieser schweren Zeit zu einer erhebenden Lektüre für uns werden kann. Und der etwa verzagen Wollende kann sich — ganz besonders für unsere Provinz — den Trost daraus entnehmen: Es hat schon ärger in der Welt gebräuset!

S. A.

### Eine Wandkarte vom Kreise Naugard

von Erich Tesch, Lehrer in Pommerensdorf, ist im Verlage von F. V. Seymann-Leipzig veröffentlicht worden. Die Karte ist mit großer Sorgfalt zusammengestellt und zeichnet sich durch Uebersichtlichkeit und Sauberkeit, durch Klarheit und Deutlichkeit aus. Das Kartenbild umfaßt den Kreis Naugard und seine nächste Umgebung; es erstreckt sich von Stettin im W. bis Regentwalde und Freienwalde im O. und ragt auch im N. und S. in entsprechender Weise über die Kreisgrenzen hinaus. Vier Höhengstufen kommen zur Darstellung. Die Höhen bis 40 Meter sind grün, diejenigen bis 80 Meter braun, diejenigen bis 120 Meter grau und diejenigen über 120 Meter weiß dargestellt. Die Wälder sind in gewöhnlicher Weise als Laub-, Nadel- und Mischwald unterschieden. Die Ortssignaturen sind durch geometrische Figuren bezeichnet, die das Ablesen der Einwohnerzahl gestatten. Die Flüsse und Gewässer sind mit blauer Farbe, die Chauffeen weiß und die Eisenbahnen schwarz-weiß gekästelt — Haupt- und Nebenbahnen verschieden — dargestellt.

Durch diese Darstellung gewinnt das Kartenbild außerordentlich an Uebersichtlichkeit und zeigt deutlich, wie die Stadt Naugard so recht im Mittelpunkt des Straßennetzes des Kreises gelegen ist. Für eine spätere Auflage der Karte möchte die Frage zu erwägen sein, inwieweit auch vorgezeichnete Burgwälle, Fundstätten von Altgeräten, Schlösser, Burgen, Förstereten u. einzutragen sind. Die neue Karte ist in erster Linie als Wandkarte in Schulen, Bureaus und Kontoren gedacht, und es ist kein Zweifel, daß sie diese Zwecke auch voll und ganz zu erfüllen geeignet ist, insbesondere wird sie für Unterrichtszwecke in den Schulen, Erdbeschreibung und Heimatkunde, in weitgehender Weise nutzbar gemacht werden können. Wie wir hören, hat der Herausgeber die Absicht, auch andere Kreise unserer Heimatprovinz, und zwar zunächst den Kreis Greifenhagen, in ähnlicher Weise zu bearbeiten; diese Absicht ist mit Freude zu begrüßen.

S.



## Vereinsberichte.

### Hauptversammlung des Buchheide-Vereins.

Stettin. Der Buchheide-Verein, der größte Verein Stettins, hielt vor einigen Wochen im Saale des „Deutschen Hauses“ zu Stettin, Breite Straße, seine ordentliche 26. Hauptversammlung ab. Aus dem vom Vorsitzenden Justizrat Grügmacher erstatteten eingehenden Bericht über die im abgelaufenen Vereinsjahre entfaltete Tätigkeit war zu entnehmen, daß der Buchheide-Verein bei Ausbruch des Krieges sich sofort in den unmittelbaren Dienst unseres Vaterlandes stellte und daranging, ein Genesungsheim für verwundete und erkrankte deutsche Krieger einzurichten. Die im August vorigen Jahres einberufene außerordentliche Hauptversammlung stellte dem Vorstände aus dem Vereinsvermögen als erste Zahlung 4000 Mark zur Verfügung. Justizrat Grügmacher, als alleiniger Leiter des zu errichtenden Genesungsheims, wählte aus der großen Zahl der Angebote das Gartenlokal „Buchheide“ bei Bodejuch; sehr günstig dicht am Walde gelegen. Das Genesungsheim ist am 5. September eröffnet worden und ist bis heute ununterbrochen belegt gewesen. Es war die erste Privatpflegestätte, die gemäß Ziffer 134 der Dienstvorschriften für die freiwillige Krankenpflege von dem Kommandierenden General des 2. Armeekorps genehmigt wurde. Anfangs bestand die Absicht, 10 bis 14 Krieger aufzunehmen; allein die große Anzahl der Verwundeten hat es mit sich gebracht, daß diese Zahl erheblich überschritten werden mußte. Der Buchheide-Verein unterhält das Heim vollständig aus seinen eigenen Mitteln. Er gewährt nicht nur Wohnung, Verpflegung und Wäsche, sondern auch freie ärztliche Hilfe. Dem Staate bzw. der Armeeverwaltung erwachsen somit keinerlei Kosten. Die Erfolge des Genesungsheims sind aber auch durchweg gute. Die ozonreiche Luft der Buchheide, die durch den Wirt Glöde mit Hilfe seiner Frau geleitete gute Verpflegung, die sachgemäße Einrichtung des Heims sind vorzügliche Heilfaktoren, die zu schneller und gründlicher Genesung führen. Von den bis heute in Pflege gewesenen 112 Kriegern konnte der weitaus größte Teil als völlig geheilt zur Truppe zurückkehren. Insbesondere bei Nervenkrankungen sind äußerst günstige Heilerfolge erzielt worden; die idyllische Ruhe bewirkt bei unseren braven Kriegern Wunder. Auch für geistige Unterhaltung und Anregung sorgt der Buchheide-Verein; eine umfangreiche Bücherei und verschiedene Spiele stehen zur Verfügung. Der Aufenthalt im Heim währt im Durchschnitt drei Wochen. Bei dem Abschiede sind die Krieger voll des Lobes, und der fröhliche Inhalt der Feldpostkarten, die später von den Wiederhergestellten aus der Front in großer Zahl ins Heim flattern, geben herzliche Kunde von ihrem Danke. Groß sind aber auch die für die Erhaltung des Heims erforderlichen Kosten. Die vom Buchheide-Verein an alle seine Mitglieder und auch an die Mitglieder des Messenthiner Waldvereins sowie an alle Freunde unserer schönen Buchheide gerichtete Bitte um Unterstützung in diesem Liebes-

werke hatte einen glänzenden Erfolg; durch die Vertrauensmänner wurden an freiwilligen Spenden bisher 7000 Mark gesammelt, so daß einschließlich der bewilligten 4000 Mark insgesamt 11 000 Mark zur Verfügung standen. Es gereicht dem Buchheide-Verein zur großen Freude, daß diese immerhin große Summe einging, ohne Aufruf in der Öffentlichkeit; in aller Stille verrichteten die Vertrauensmänner die mühsame Arbeit des Einsammelns der Spenden. Die kleinste gereichte Gabe war nicht zu gering, um dankbar empfunden zu werden. Den freundlichen Spendern, insbesondere aber den rührigen Vertrauensmännern für deren Hilfsbereitschaft zu danken, ist eine Pflicht des Buchheide-Vereins, die der Vorstand auch dieser Stelle gern erfüllt.

Nunmehr ist der verfügbare Betrag bis auf einen kleinen Rest aufgebraucht. Der Vorstand wendet sich an die Hauptversammlung um die Gewährung weiterer Mittel für sein so segensreiches Genesungsheim. Es werden als zweite Zahlung 6000 Mark gefordert. Einstimmig bewilligt die Hauptversammlung aus dem Vereinsvermögens die genannte Summe und gibt somit Zeugnis von dem patriotischen Geiste, der innerhalb des Buchheide-Vereins herrscht. Der Vorstand hofft, daß die Opferfreudigkeit für das Genesungsheim auch in Zukunft nicht nachlassen wird, und der Fortbestand seines Heims bis zu einem glücklichen Ende gesichert ist.

Die Verwirklichung des gehegten Lieblingswunsches, auf dem höchsten Berge in der Buchheide einen massiven Aussichtsturm zu errichten, ist keineswegs aufgegeben; der Buchheide-Verein ist vielmehr davon überzeugt, später einen prächtigen Siegesturm bauen zu können.

Der Bericht des Vorsitzenden hebt weiter hervor, daß die Tätigkeit im Walde sich in der Hauptsache in der Erhaltung des Bestehenden beschränkte; von Neuarbeiten mußte unter den gegebenen Verhältnissen abgesehen werden.

Der vom Schatzmeister Hermann Saran erstattete Kassenbericht ergibt in Einnahme mit Einschluß der Zinsen 4491,31 Mark und in Ausgabe 2602,84 Mark, das Vereinsvermögen beträgt 12 899,12 Mark. In dem Bestande der Mitglieder ist seit dem Bestehen des Vereins zum ersten Male ein Rückgang eingetreten; die Zahl sank von 4200 des Vorjahres auf jetzt 3869. Ein großer Teil der Mitglieder steht im Felde, daher der nur scheinbare Verlust. Zwei Mitglieder, A. Kaselow und R. Steintrauf, haben die Kasse geprüft und in Ordnung befunden; auf Antrag der beiden Kassenprüfer wird dem Schatzmeister und somit dem ganzen Vorstände Entlastung erteilt. Der vom Schatzmeister vorgelegte neue Haushaltsplan ist in seinen einzelnen Teilen äußerst vorsichtig aufgestellt; in Einnahme und Ausgabe sind 3500 Mark vorgesehen. Mit nur unwesentlichen Änderungen wird der Voranschlag genehmigt.

Von den eingegangenen Anträgen ist die Anregung des Messenthiner Waldvereins zu Stettin erwähnenswert, die dahin geht, bei der königlichen Eisenbahndirektion gemeinsam dahin vorstellig zu werden, daß die Sonderfahrkarten nach der Buchheide, nach Messenthin, Pölzig und Ziegenort möglichst bald



wieder eingeführt werden. Hiermit war die Tagesordnung erschöpft. Nachdem einer der ältesten Vertrauensmänner dem Vorstande für seine mühevollen und selbstlosen Arbeiten namens des Buchheide-Vereins den Dank ausgesprochen hatte, wurde die Versammlung geschlossen.

Carl Küster, Stettin.

\*  
**Pommern-Bund zur Förderung  
: heimatlischer Kunst und Art :  
Berlin-Steglitz, Holsteinische Str. 53 II.**

Unter dem Zeichen unseres heimatlischen Greifen haben wir eine Vereinigung, den

Pommernbund zur Förderung heimatlicher Kunst und Art

gebildet, der an alle pommerschen Landsleute die Bitte richtet, sich zunächst zu unseren zwanglosen geselligen Abenden einzufinden.

Der Pommernbund will allen Pommern in und um Berlin und ihren Angehörigen, welche die alte Heimat lieben, einen Sammelpunkt bieten, wo sie allezeit Landsleute finden, mit denen sie die Fäden, die sie mit Jugend und Heimat verbinden, weiterspinnen können. Aus dem verwirrenden Getriebe der Großstadt wollen wir uns treffen an den Quellen lieber Erinnerungen und uns in fröhlich-freundlicher Gemeinschaft unsere pommersche Eigenart bewahren helfen.

Unser höheres Ziel ist aber, die Geisteskräfte, die aus pommerschem Grunde erwachsen sind, zu heben und zu verbreiten. Unsere pommerschen Dichter, Denker und Künstler sollen im Pommernbund eine freie Gefolgschaft finden, die sie versteht und ihnen zur verdienten Würdigung verhilft. Keine Kunst kann unser Gemüt so tief erfassen und genießen, wie die, welche aus unserer eigenen Heimat heraus geboren ist. Und unser pommersches Heimatland kann sich vor der Welt sehen lassen mit seinen Staatsmännern, Heerführern, Dichtern, Musikern, bildenden Künstlern und Gelehrten.

Regelmäßige zwanglose Zusammenkünfte mit eingestreuten Darbietungen heimatlischer Kunst und eigentliche Pommernkunstabende sollen diesem Zwecke dienen. Zu dem vtelten Guten, das uns der große Krieg bringen wird, gehört bereits, daß er mit heiligem Sturm die elende Verehrung alles Fremden, das sich in unserm Lande unerträglich breit machte, hinwegfegte. Wir schämen uns jetzt, dem widerlichen Ge-

plätze einer fremden Dirne als Offenbarungen einer Muse gelauscht zu haben, vor der die Stimme des tiefen, herrlichen deutschen Gemütes schweigen mußte. Daß das Wort der deutschen Kunst wieder durchdringe und nie wieder verstumme, das soll auch des Pommernbundes heiliges Streben sein.

Nichts Wahres, nichts Ernstes kann die Kunst schaffen, die fremde Geister nachahmt. Großes, Lebendiges und Bleibendes kann nur geboren werden, erwächst aus der innigen Lebensverbindung des Geistes mit dem Lande seiner Heimat, mit der Liebe seiner Jugend, mit den Quellen des eigenen Wesens. Wer die Unterschiede zwischen den Eigenarten der deutschen Stämme verwischen will, fördert nicht die deutsche Einigkeit, sondern hilft, das deutsche Volksbewußtsein zu verwischen. Jeder Stamm wachse also in eigener Schönheit und freue sich brüderlich an der Schönheit anderer Stämme. Nur so kann der deutsche Geist seine mannigfache Kraft und Herrlichkeit frei entfalten. Je tiefer der Baum seine Wurzeln senkt in den mütterlichen Heimatgrund, desto höher und voller kann seine Krone zum Lichte streben.

Stolz, stark und schön steht im deutschen Geisteswald der Pommernbaum. Ihn liebevoll und treu zu pflegen und in seinem Schatten fröhlich zu sein in herzlicher Geistesgemeinschaft, das ist der Zweck des Pommernbundes:

Pommersche Ohrt tru gewohrt!

Marie-Luise Bark. P. Wendlin. Dr. Hans Benzmann. Max Guhke. A. Homburg-Sydhath. Prof. Dr. Rüd. G. Laur. Martin Meyer-Byritz. Helene von Wittken. Erich Müller-Steglitz (Schriftführer).

## Inhalt.

Bismarcklied der Pommern. Von Ludwig Hamann . . .	1
Bismarcks pommersche Heimat. Von Fritz Thiele, Stettin	2
Der Demantberg. Von C. Kamke . . . . .	5
Fürst Bismarck und wir im Pommerland. Von D. Hermann Petrich, Gartz a. O. . . . .	6
Weihnachten im Felde . . . . .	8
Der Nordische Krieg in den deutschen Ostseegebieten (1711 bis 1720) in Quellen dargestellt. Von Ludwig Beyer, Königl. Seminarlehrer . . . . .	10
Paul Richter. Von Oberlehrer Wendt, Bölsitz . . . . .	18
Hidden und hiddensoe. Von Adolf Moepert . . . . .	23
Ueber den Ursprung der Familie von Hindenburg. Von H. v. P. . . . .	28
Pommersche Bücherschau. Von Arnold Koeppe . . . . .	29
Vereinsberichte . . . . .	31